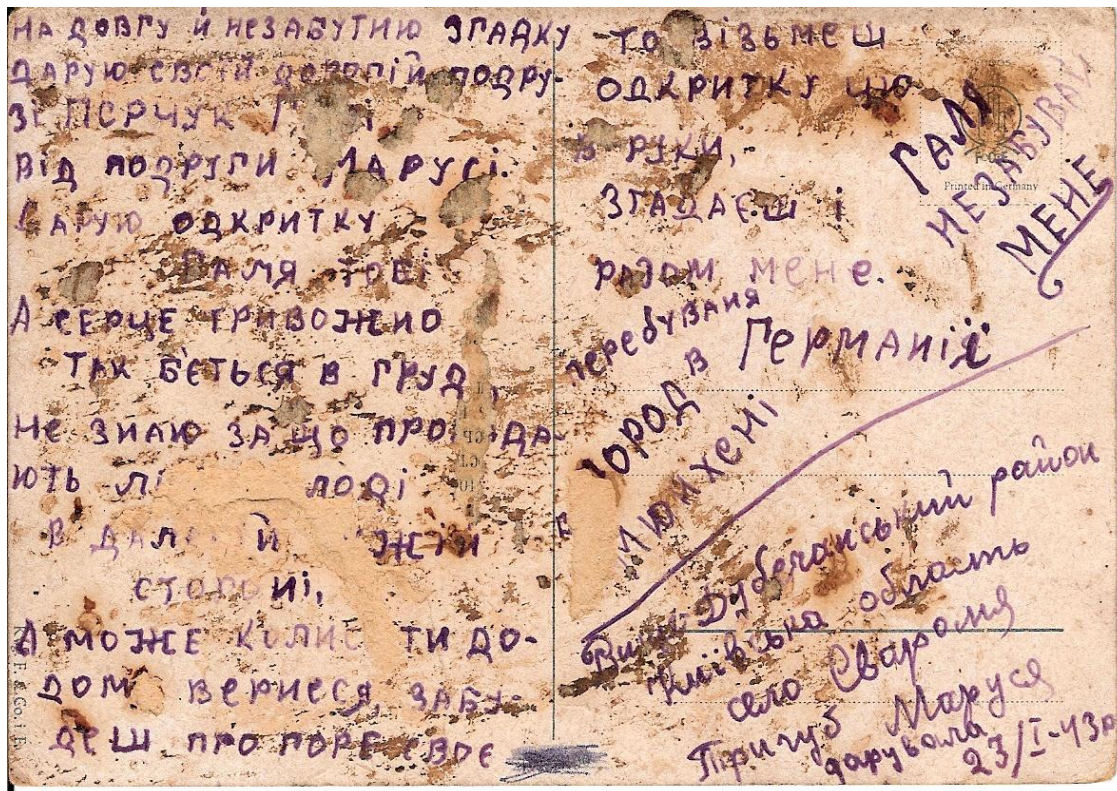




Perejaslawels Ostarbeiter
„Lebendige Wahrheit, lebendiger Schmerz“

Arbeit wurde geschrieben von:

Allgemeinbildende Schule Stufen I - II
 Kreis Perejaslaw – Chmel'nizki
Lichowid, Roman Viktorovitsch

Betreuer:

Lehrer für Literatur und ukrainische Sprache
 Allgemeinbildende Schule Stufe I - II
 Kreis Perejaslaw – Chmel'nizki
 W. P. Lichowid

Lehrer für Geschichte
 W. K. Trikscha

Abteilungsleiterin des historischen Museums Perejaslaw
 N.N. Kuchrewa

Inhaltsangabe

Einführung	3
1. Versuch der faschistischen Okkupanten, freiwillige Jugendliche für die Arbeit in Deutschland zu gewinnen	5
2. Gewaltvoller Abzug menschlicher Ressourcen aus der Ukraine	7
2.1 Die wichtigsten Dokumente des deutschen Kommandos, über den gewaltsamen Abzug der Ostarbeiter in das Dritte Reich	7
2.2. Perejaslaw. Die erste Rekrutierung der Jugend im Mai 1942	8
2.3 Zweite Rekrutierung in Perejaslaw – eine regelrechte Jagd auf Sklaven	11
2.4 Abtransport nach Deutschland	13
3. Die Lage der Arbeiter in Deutschland	16
4. Repatriierung	34
Fazit	37
Quellen und Literaturverzeichnis	40
Anhang	42

Einführung

Unter den endlosen Tragödien, die der Zweite Weltkrieg und die faschistische Besatzung in die Ukraine brachten, gab es eine Erscheinung, die schnell zum Schrecken für die gesamte Bevölkerung des Landes wurde – die gewaltsame Deportation arbeitsfähiger Jugendlicher nach Deutschland. Diese Aktion dauerte während der ganzen Okkupation an und traf so gut wie jede ukrainische Familie. Insgesamt wurden zwischen Ende 1941 und Anfang 1944 2,4 Millionen Menschen aus der Ukraine deportiert. Sie alle haben das „sklavische Modell“ der Zwangsarbeit, die nach dem rassistischen Prinzip organisiert war, am eigenen Leib erfahren. In die Geschichte gingen diese Zwangsarbeiter unter der Bezeichnung „Ostarbeiter“ ein. So nannte man im faschistischen Deutschland ausländische Arbeiter aus den okkupierten Gebieten der Sowjetunion.

Leider wurde das Thema der Zwangsarbeit unserer Landsleute in Deutschland lange Zeit totgeschwiegen, es stand nie im Mittelpunkt der Diskussionen der sowjetischen Gesellschaft. Und das ist verständlich, denn das tragische Schicksal der Millionen Sklaven aus der Ukraine, die unfreiwillig für den Feind gearbeitet haben, passte nicht in das Konzept „internationalen Kampfes gegen den Faschismus im Zweiten Weltkrieg“. Mehr noch, in der Nachkriegszeit galten die ehemaligen Zwangsarbeiter fast alle als Landesverräter, einige von ihnen saßen unverschuldet, im GULAG ein. Diese Menschen haben alle möglichen Benachteiligungen erfahren müssen, wenn sie höhere Bildung anstrebten, eine angesehene Arbeit annehmen wollten oder wenn sie ins Ausland fahren wollten, selbst als Touristen. Sie wurden niemals zu den Veranstaltungen eingeladen, die sich in der einen oder anderer Weise mit dem Krieg beschäftigten. Genau dieser Vorhang aus Schweigen lastete auf denjenigen, die für den Rest ihres Lebens den Stempel „Ostarbeiter“ erhalten haben.

In letzter Zeit wird das Thema der Zwangsarbeit im Dritten Reich verstärkt von ukrainischen, deutschen und anderen Forschern untersucht. Die anhaltende Vergessenheit dieser Seite der Geschichte hat endlich ein Ende. Die Aktualität dieser Untersuchung liegt darin, dass die Zeugen dieser Ereignisse uns nach und nach verlassen, und sie nehmen die Wahrheit über den Krieg mit sich. Deswegen werden die Erinnerungen der ehemaligen Ostarbeiter immer öfter aufgezeichnet. Ziel dieser Arbeit ist es, auf der Grundlage publizierter Dokumente, archivierter Quellen und aufgezeichneter Aussagen ehemaliger Gefangener das allgemeine Bild der gewaltsamen Verschleppung junger Leute aus Perejaslaw nach Deutschland zu

rekonstruieren, die Schicksale der einzelnen Ostarbeiter in der Fremde zu verfolgen und die Erinnerung an die Opfer des faschistischen Regimes in Perejaslaw im Allgemeinen und in den Gemeinden Masinki und Charkivzi im Einzelnen zu erhalten.

Untersuchungsmaterial sind die Archivdaten, Arbeiten der Wissenschaftler zu diesem Thema, Pressemitteilungen und die Erinnerungen der Leute, die den Status der Ostarbeiter haben.

Untersuchungsgegenstand ist die gewaltsame Verschleppung der ukrainischen Jugend in das Dritte Reich während des Zweiten Weltkrieges.

Untersuchungsmethoden: (Theoretisch)

Untersuchung und Analyse entsprechender wissenschaftlicher und historischer Literatur. Praktisch - Arbeit mit Archiven, Aufzeichnung der Erinnerungen ehemaliger Ostarbeiter. Der wissenschaftliche Beitrag dieser Arbeit besteht darin, dass er Daten über die gewaltsame Verschleppung der arbeitsfähigen Jugendlichen aus Perejaslaw im Allgemeinen und den Gemeinden Masinki und Charkivzi im Einzelnen systematisiert. Der chronologische Rahmen wird auf die Jahre 1941 – 1945.

Dieses Thema wurde von folgenden in- und ausländischen Wissenschaftlern untersucht: Galchak, S.D. [3], Koval, N.W. [9, 10], Kosik, W[11], Krawtschenko, A; Baturin, S [12], Litvin, W[14], Poljan, P[19]. Ebenfalls zu berücksichtigen sind Arbeiten örtlicher Forscher: Kuchrewa, N [13], Batrak, W [1], Pavlenko, N [18]

Kapitel 1

Versuch der faschistischen Okkupanten, freiwillige Jugendliche für die Arbeit in Deutschland zu gewinnen

Schon in den ersten Monaten des Deutsch – Sowjetischen Krieges mangelte es in den deutschen Betrieben und landwirtschaftlichen Gütern an Arbeitern. Die deutsche Kriegsindustrie brauchte ebenfalls immer mehr Arbeitskräfte. Die Notwendigkeit war spürbar nicht nur wegen der bereits laufenden Fronteinsätze, sondern auch wegen immer neuen Einberufungen an die Front. Auf einer geheimen Tagung am 7. November 1941 in Berlin, hatte Hermann Göring die Aufgabe gestellt, die fehlenden Arbeitskräfte durch ausländische Arbeiter zu ersetzen, hauptsächlich aus der Sowjetunion. Ab Anfang Dezember 1942 entschied

Berlin, die Anzahl der Fremdarbeiter im Dritten Reich zu erhöhen. Natürlich waren den Deutschen Freiwillige lieber. Auf den Seiten einer örtlicher Zeitung „Переяславские вести“¹, auf hunderten Postern und Flugblättern, die überall in der Stadt angebracht wurden und über Lautsprecher, sprach die neue Regierung über die Vorzüge der Arbeit in Deutschland und ermutigte die Menschen sich freiwillig zu melden.

In einem der Flugblätter hieß es: „Ukrainische Männer und Frauen! Deutschland gibt euch die Perspektive einer nützlichen und gut bezahlten Arbeit. Im Januar 1942 findet der erste Zugtransport statt, unterwegs erhaltet Ihr eine gute Verpflegung, außerdem – heißes Essen in Kiew, Zdolbunow und Peremisch. In Deutschland werdet Ihr gut versorgt werden und Ihr erhaltet gute Wohnungen.“[20.1 S.1.]

Das waren sehr verlockende Versprechungen, besonders weil die Situation in den okkupierten Ländern sehr angespannt war. Hier herrschte Arbeitslosigkeit und den Menschen in den Städten drohte der Hungertod. Einige strebten danach im Ausland irgendeine Ausbildung zu erhalten. Aber die Zahlen der Freiwilligen haben den Erwartungen der Wehrmacht nicht entsprochen. Beim Blick in die verschiedenen Aufzeichnungen wird klar, dass die Rekrutierung nur zur 25 – 35 % erfolgreich war.

Aus den 95 Akten der Ostarbeiter, die in den Archiven der Kiewer Kreisverwaltung erhalten geblieben sind, geht hervor, dass in einer dieser Akten, die auf den Namen Motluch Maria Artemavna geführt wird, vermerkt wurde, dass sie sich am 27. 05. 1942 freiwillig für die Arbeit in Österreich gemeldet hatte und nach der Befreiung wieder zurückkehrte. [4.1 S. 2]

Wie man sehen kann, versuchten die Okkupanten in Perejaslaw, wie auch überall in der Ukraine, erst einen freiwilligen Abzug der Jugend zu organisieren, aber dieser Versuch glückte nicht, da es zu wenige Freiwillige gab.

Kapitel 2 Gewaltvoller Abzug menschlicher Ressourcen aus der Ukraine

2.1. Die wichtigsten Dokumente des deutschen Kommandos, über den gewaltsamen Abzug der Ostarbeiter in das Dritte Reich

Schon bald, in einem der illegalen Briefe aus dem „freien Europa“, haben die Menschen über die schrecklichen Arbeitsbedingungen in Deutschland erfahren. Zum Thema Ostarbeiter, sagte Joseph Goebbels ganz ohne Umschweife: „Sie müssen durch die Arbeit sterben“ [9, S. 53]

¹ Eine Okkupationszeitung die bis 1942 verlegt wurde, siehe Anhang 1

Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass sich seit Frühling 1942 keine weiteren Freiwilligen für die deutschen Arbeitslager fanden. Es begann eine breit angelegte Aktion gewaltsamen Abtransportes der einheimischen Bevölkerung nach Deutschland.

Der gewaltsame Abtransport begann nach dem Erscheinen eines Rundbriefes, des Leiters des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete Rosenberg, vom 6. März 1942, in dem die Zielsetzung für die Rekrutierung der Ostarbeiter festgehalten wurde: 100.000 für das Reichsministerium „Ostland“ und 527.000 für das Reichsministerium „Ukraine“² Im Falle der Nichterfüllung sollte die nötige Zahl an Arbeitern auch mit Gewalt erreicht werden.

Derweil gründete Hitler am 21. März 1942 das Reichsarbeitsministerium, das speziell für den Einsatz der Arbeitskräfte im Reich verantwortlich war. Die Leitung übernahm Fritz Sauckel. Dessen Aufgabe war es, das Reich bis zum 24. Juli 1942, mit 1.600.000 ausländischen Arbeitern zu versorgen. [22, S. 256].

Sauckels Mitarbeiter rechneten aus, dass durch 1.000 Ostarbeiter insgesamt 100 deutsche Arbeiter als Soldaten für die Wehrmacht freigestellt werden konnten. Aus diesem Grund telegraphierte er an alle Reichsminister der östlichen Gebiete: „Ich bitte Euch die Rekrutierung noch mehr zu verstärken, mit allen Mitteln, einschließlich mit der strengsten Anwendung, der Zwangsarbeit, damit die Anzahl der Angeworbenen in kürzester Zeit verdreifacht wird.“ [20, S. 219].

Damit Sauckels Anforderungen erfüllt werden konnten, organisierte Reichskommissar Koch Razzien in der ganzen Ukraine. Die Armee, die Polizei und die Gendarmerie kreisten Bahnhöfe, Marktplätze, ganze Siedlungen ein. Sie fingen die ukrainische Jugend an Ausgängen von Kirchen oder Kinos ab und verfrachtete sie unverzüglich nach Deutschland. Diejenigen die sich wehrten, wurden schwer bestraft, nicht selten mit dem Tod.

2.2. Perejaslaw. Die erste Rekrutierung der Jugend im Mai 1942

Um die eingeforderte Quote zu erfüllen, griffen die Verantwortlichen der jeweiligen Bezirke zu den Mitteln, die sie für notwendig erachteten. In der Stadt Perejaslaw, in der Schule Nr. 1, war das Rekrutierungsbüro untergebracht, wo im zweiten Stockwerk die Jugendlichen, die nach Deutschland geschickt werden sollten, festgehalten wurden. Jede Stadt, jedes Dorf, jede

² 237. 000 Arbeiter für die Industrie und 290.000 Arbeiter für die Landwirtschaft, siehe [8, S.461]

Siedlung hatte eine bestimmte Quote zu erfüllen. Die Menschen wehrten sich mit allen Mitteln.

Die jungen Frauen und Männer versteckten sich in den Wäldern, in den benachbarten Dörfern, bei Verwandten und Freunden. Es kam so weit, dass man sich unter die Misthaufen eingrub und dort während der Razzia ausharrte. Es häuften sich Fälle der Selbstverstümmelung. Man goss sich kochendes Wasser über die Füße (dabei steigt die Körpertemperatur auf über 40°) oder man führte in selbst zugefügte Wunden giftige Substanzen ein. Oder man versuchte sich mit solchen Krankheiten wie Krätze oder Flechte anzustecken. Es gab auch Menschen, die versuchten die Beamten, die Ärzte, die Polizei zu bestechen – und es funktionierte – so lange es genug Geld gab. Die Einwohnerin des Dorfes Masinki, Tschitschikalo (geb. Slusar) Maria Jakowlewna erinnert sich, dass ein Freund der Familie, der einheimische Polizist Nikolai Slusar, sie vor der nächsten Razzia warnte. „Ich hatte mich dort versteckt, wo ich mich früher nie versteckt hatte: im Sumpf, bei den Nachbarn unter einem Heuhaufen“, erinnert sich die Frau. [30 S.1] Manchen Jugendlichen rettete eine fiktive Heirat. Es gab auch eine andere Möglichkeit: die Eltern oder ältere Geschwister, konnten sich selbst an Stelle ihrer Kinder, Brüder oder Schwestern anbieten, vorausgesetzt sie waren gesund. In diesem Fall mussten sie eine Erklärung unterschreiben, die bestätigte, dass sie freiwillig ausreisten. Leider galten sie später auch für die Sowjetische Regierung als freiwillig Ausgereiste.

Die Einwohnerin des Dorfes Charkowzi, Matiga (geb. Puzir im Jahr 1924) Paraskia Abakumowna erzählt: „Mal konnte ich mich im Nachbardorf verstecken, dann bei meiner Tante und dann hat mein Vater einen Gefangenen gefunden, der an meiner Stelle gefahren ist.“[24. S.10] Ein solcher Widerstand bei der Rekrutierung führte zu grausamen Handlungen von der Seite der Besetzer. Die häufigsten Strafen gegen diejenigen, die sich weigerten auszureisen waren: Konfiszierung von Getreide und anderen Gütern, Abbrennen der Häuser, die Menschen wurden zusammengetrieben und geschlagen, bei Frauen wurden gewaltsame Abtreibungen herbeigeführt. Aus den Erinnerungen der Ostarbeiter erfahren wir, wie sie für die Arbeit „angeworben“ wurden.

„Im Mai 1942 wurden die Bewohner des Dorfes auf dem Marktplatz versammelt. Es wurden die Namen derjenigen vorgelesen, die nach Deutschland fahren sollten. Unsere Verwandten verabschiedeten uns.“³

³ Rasbudko Natalia Petrovna, geb. 1922 [28 S. 12]

„Am 29. Mai 1942 gab es eine Razzia und wir 20 jungen Mädchen wurden auf dem Gelände der Schule Nr. 1 zusammengetrieben. Dort wurden wir 2 Tage festgehalten. Danach wurden wir zur der Zugstation gebracht und nach Deutschland geschickt.“⁴

„Man hat mich am helllichten Tag geschnappt und wer weiß wohin getrieben.“⁵ „Am 17. Mai 1942 hatte der hiesige Polizist Semjon Tsctepiga, 15 junge Mädchen im Rathaus zusammengetrieben, am nächsten Morgen brachte er uns zur Zugstation. Dort setzte man uns in Waggons, die voller junger Mädchen waren und brachte uns nach Deutschland.“⁶

„Im Mai 1942 hat man uns, 40 junge Frauen, im Hof der Schule Nr. 1 zusammengetrieben, man hat uns 24 Stunden festgehalten, dann brachte man uns mit einem Auto zu der Bahnstation und fuhr uns nach Deutschland. Die Waggons waren voller junger Menschen.“⁷

„Am 26. Mai 1942 hat man uns, junge Männer und Frauen versammelt, in die Pferdekarren gesetzt und in Begleitung von örtlichen Polizisten nach Perejaslaw gebracht. Dort wurden wir in einer Schule eingeschlossen und am nächsten Tag setzte man uns in die Autos und brachte uns zur Station in Perejaslaw.“⁸

„Im Mai 1942 erhielt ich eine Benachrichtigung, aus der Verwaltung des Dorfes, dass ich zu einem bestimmten Zeitpunkt zum Haus der Verwaltung kommen muss, mit meinen Sachen. Als ich kam, wurden wir alle versammelt, auf die Pferdekarren gesetzt und nach Jagotin gebracht. In Jagotin setzte man uns in Güterwaggons und brachte uns nach Kiew. In Kiew wurden wir auf dem Bahnhofplatz abgeladen. Dort waren sehr viele Jugendliche. Wir wurden bewacht. Jeder hat das gegessen, was er hatte. In Kiew waren wir drei Tage. Wir wurden dann wieder in Güterwaggons geladen und man brachte uns nach Deutschland.“⁹

Wie man aus diesen Erinnerungen sieht, hatte man mit allen Mitteln versucht die Jugendlichen für die Zwangsarbeit in das „blühende Deutschland“, wie es in der faschistischen Propaganda hieß, zu bringen. Wenn man die Grenze zu Deutschland passierte, sah man einen Mast mit der Aufschrift: „Blühendes Deutschland“. Selbst auf Fotografien, die

⁴ Gura Galina Filipowna in Perejaslaw. geb. 1926 [15 S. 2]

⁵ Pertschuk Grigori Wasiljewitsch Dorf Masinki, geb. 1926 [25, S. 1]

⁶ Kasakowzewa Alexandra Ignatjewha Dorf Wipowski geb. 1923 [15.4; S. 4]

⁷ Kramarenko Sofia Fedorowna in Perejaslaw, geb 1924[15.6 S.1]

⁸ Tkatschenko Ljubow' Michilowna Aus Lezki geb. 1925 [15.9 S. 2]

⁹ Kononenko Alexandra Kirilowna aus Chozki geb. 1922 [15.5 S. 22]

bei einigen Ostarbeitern erhalten blieben, liest man: „Während der Zeit im blühenden“ oder „wunderschönen Deutschland.“

Auch die Bekanntmachung blieb erhalten, sie wurde auf einem kleinen Fetzen Papier mit einem Filzstift geschrieben. Sie war typisch für alle dörflichen Verwaltungen und wurde allen Jugendlichen ausgehändigt, die nach Deutschland fahren sollten. So hieß es in der Bekanntmachung, die Ewdokia Ivanowna Misura aus dem Dorf Pologa – Werguni, erhalten hatte: „Auf Grund der Entscheidung des Bezirksrats der Stadt Perejaslaw vom 23.05.42 Nr. 859 wurden Sie mit dem Auftrag betraut, in Deutschland Arbeit zu leisten. Mitzunehmen sind: Arbeitskleidung, festes Schuhwerk, Hausgeschirr, eine Flasche fürs Wasser, eine Decke und für drei Tage ausreichende Nahrung. Sie müssen sich am 27.05.42 um 5:00 Uhr morgens neben dem Rathaus einfinden und dann um 10:00 Uhr auf der Station Perejaslaw.

„Erscheinen ist Pflicht.“

Dorfsprecher (Unterschrift)

Polizeichef des Dorfes (Unterschrift)

[4.2, S.5]

2.3 Zweite Rekrutierung in Perejaslaw – eine regelrechte Jagd auf Sklaven

Die zweite große Rekrutierung im Gebiet Perejaslaw begann im Frühling 1943, da das Dritte Reich in Folge großer Verluste an der Front immer mehr Arbeitskräfte benötigte. Der Verantwortliche für die Organisation der Arbeitskräfte, Fritz Sauckel, wandte sich an Rosenberg mit der Bitte eine erneute Rekrutierung durchzuführen. Die deutsche Landwirtschaft und die Pläne des Führers für die Rüstungsindustrie, verlangen zusätzlich Millionen von Arbeitern. Es wurde als Sorge um die deutschen Frauen verkauft, die angeblich von Routinearbeit befreit werden sollten. Ab diesem Zeitpunkt gab es selbst in der Propaganda kein Wort mehr über die Meldung als Freiwilliger. Jetzt war es eine Verpflichtung. [5, S. 410]

Im Gebiet um Perejaslaw wurde 1943 eine Volkszählung durchgeführt, so dass die Polizei die Namen aller Personen hatte, die nach Deutschland fahren sollten. Es traf praktisch jedes Haus. Diejenigen die 1942 weggelaufen waren oder sich verstecken konnten, wurden 1943 mit vorgehaltener Waffe abgeholt. Die Jugendlichen liefen aus dem Rekrutierungsbüro weg, während sie zu den Autos geführt wurden oder während die Züge an den Stationen Halt machten. Auf diese Weise konnte Maria Sljusar und Pelagea Pertschu, aus Masinsk fliehen,

so wie auch viele andere. [26. S.1] Stognii Maria Prochrovna kam zu Fuß aus Jitomer. [24.S.1]

„Als der Zug von der Station in Perejaslaw losfuhr, hat eine der unseren Frauen aus Masinsk, Polina Starodub, einen Aufseher mit einer Flasche Selbstgebrannten bestochen und er sah weg, als sie weglief. Aber ein Deutscher aus dem anderen Waggon auf sie schoss, fiel sie um. Der Zug setzte sich in Bewegung, aber sie rührte sich immer noch nicht.

So sind wir in die Fremde gefahren und haben gedacht, dass sie tot war. Wir haben nichts über sie erfahren, bis wir wieder zu Hause waren. Es hat sich herausgestellt, dass sie überlebt hatte. Man hätte weglaufen können, wenn man damals so klug gewesen wäre, wie heute. Aber wir waren damals jung. Auch Ivan Repa ist weggelaufen. Unsere Verwandten haben uns noch zur Station begleitet. Aber er hat sich zwischen den Menschen versteckt und mit der Menge vermischt. „So hat er sich gerettet“, erinnert sich Repa Maria Gregorievna aus Masinki. [26 S.1]

Natürlich konnten viele fliehen, aber viele wurden von den Deutschen oder den eigenen Polizisten erwischt. In dem Gebiet um Perejaslaw wurden viele Jugendliche während der täglichen Razzien geschnappt.

„Ich kam aus Richtung Erkovez, wo ich gearbeitet hatte, ich war schmutzig und trug eine löchrige Wattejacke. Die Deutschen kamen plötzlich aus Richtung Charkovez direkt auf mich zu. Galja Goworuch war mit dem Vater auf einem Pferdekarren unterwegs, sie haben Feuerholz transportiert, sie wurden auch geschnappt.“¹⁰

Ab dem 15. März 1943 wurde die tägliche Norm für Ostarbeiter auf 15.000 Menschen festgelegt, jeder Bezirk hatte seine Norm zu erfüllen. Deswegen wurde eine Anordnung des Reichkommissariats herausgegeben, nach der alle Jugendlichen, die zwischen 1923 – 1925 geboren wurden, einen zweijährigen Arbeitsdienst in Deutschland abzuleisten hatten. Selbst die Faschisten gaben zu, dass die Rekrutierung mit unmenschlichen Mitteln verlief. In einem Erklärungsschreiben an die 19. Feldkommandantur vom Oktober – November 1942 sprach man davon, dass die Rekrutierung eher an eine Sklavenjagd erinnert. Unter sich (den Beteiligten) wurden die täglichen Razzien „Schädeljagd“ genannt. [6. S. 216]

Wenn es in dem Schreiben aus dem Jahr 1942 noch hieß, dass das Erscheinen obligatorisch sei, so hieß es in dem Schreiben, dass der Bezirksstadtkommissar an Nikolajenko Ewdokia Nikolaewna aus Mala Karatul¹¹ übergab:

¹⁰ Rasdobudko, Maria Lukjanova aus Masinki, geb. 1922 [27. S.1]

¹¹ Anhang 21

„Im Falle des Nichterscheinens werden Strafmaßnahmen gegen Sie oder gegen Ihre Verwandten in Kraft gesetzt. Außerdem führt die Verletzung des Arbeitsdienstes zum Freiheitsentzug oder der Arbeit in Arbeitslagern.“ [4.3 S.2]

Wie man sehen kann, war „die neue Ordnung“, die die Faschisten mit sich brachten, nicht anders als die stalinistischen Repressionen. Und die massenhafte Zwangseinberufung der Bevölkerung kann man mit den Deportationen zur Zwangsarbeit nach Sibirien vergleichen, die die Bolschewiki durchgeführt hatten.

Die Menschen wurden oft tagelang eingesperrt. Man behandelte sie grob, sie wurden bedroht und geschlagen, unter anderem von örtlichen Polizisten. Die Züge, die nach Deutschland fuhren, trafen sich oft mit den Zügen, die aus Deutschland kamen und mit kranken und verletzten Arbeitern gefüllt waren und es herrschte eine furchtbarer Enge. Wenn die Züge an den Stationen Halt machten, gab es wenig zu essen.

2.4 Abtransport nach Deutschland

Die Transportbedingungen waren grauenhaft. In ihren Erinnerungen sprechen die Ostarbeiter davon, dass die Waggons voll mit Jugendlichen waren, dass die Menschen wie Vieh transportiert wurden.

„Rekrutiert wurde flächendeckend. Wir wurden zwei Tage in der Schule Nr. 1 unter Bewachung gehalten. Wir saßen da und weinten und unter den Fenstern weinten unsere Eltern. Dann führte man uns zu den Autos und fuhr mit uns zur Zugstation in Perejaslaw. Dort setzte man uns in Güterwagen. Wir waren einen Monat unterwegs, weil die Schienen beschädigt waren – es war ja Krieg. Einmal bekamen wir dünne Brühe, ansonsten aßen wir hausgemachtes schwarzes Brot. Aber manchmal wollte man auch nichts essen. Ich saß auf der Tasche mit Brot, weil man nicht lange auf den Füßen stehen konnte. Wenn der Zug Halt machte, konnten wir auf die Toilette, „unter den Zug“. Die Jungs und die Mädchen, alle gemeinsam, keiner hat sich mehr geniert.“¹²

„Es ist alles vor Augen, wie ein alter Film. Wir waren 23 Tage unterwegs und wurden wie Vieh gehalten. Ich habe schwarzes Brot gegessen, welches mir meine Mutter von zu Hause mitgegeben hatte. Es hinterließ so einen bitteren Geschmack im Mund. Auf die Toilette gingen wir, wo es gerade passte. Zwei Mädchen aus dem Gebiet um Kiew wurden getötet, weil sie zu fliehen versuchten, danach gab ich jeden Fluchtgedanken auf.“¹³

¹² Repa, Maria Grigorievna aus Masinki geb. 1925 [26.S.2]

¹³ Matiga Paraska Abakumovna aus Charkowzi, geb. 1924 [24. S.2]

„Wir wurden in den Güterwaggons transportiert, wie Vieh. Die Türen wurden zugemacht – es war so eng. Als Klo benutzte man eine kleine Dose oder ging direkt in eine Ecke im Wagon. Wenn sie die Türen aufmachten war alles voller Deutscher. Eine Frau wollte unter dem Zug ihre Notdurft erledigen – man hat sie erschossen. Erst als wir nach Deutschland kamen, hat man uns in einen Personenzug gesetzt.“¹⁴

„Wir wurden in Güterwagen geladen. Der Boden war mit Stroh ausgelegt, dort haben wir geschlafen, dort haben wir auch unsere Notdurft erledigt. Unterwegs ernährten wir uns von irgendwelcher Suppe, die uns in kleinen Bechern gegeben wurde, so wie man heute Eis verkauft. Manchmal warfen sie einen Laib Brot in den Waggon – „teilt es euch ein“. Wir waren zwei Wochen unterwegs.“¹⁵

Im Winter wurden die Züge nicht beheizt, so dass an den Stationen oft Leichen ausgeladen wurden. „Würdige Bedingungen“ für die, die zur Arbeit ins Dritte Reich fuhren, wurden noch in der Ukraine geschaffen. Die Umschlagslager wurden meist in den großen Städten geschaffen.

In Kiew befand sich das Umschlagslager im Haus des ehemaligen Bezirkskriegskommissariats in der Lwower Str. 27. Aber 1942 wurden das Haus und der Hof mit Stacheldraht umzäunt und über das Tor hängte man ein Schild auf dem stand:

„Hauptquartier für Arbeitskraftbeschaffung für Deutschland.

Kiew – Ukraine. Umschlagslager.“

Leiter dieses Hauptquartiers war ein Deutscher namens Krause. Die „Arbeiter“ bekamen täglich eine dünne Suppe, ohne Kartoffeln und 200g Brot. Für den geringsten Ungehorsam wurden die Menschen hinter Gitter gebracht. Geschlafen hat man auf dem Zementboden. Die Einwohner der Hauptstadt haben die schrecklichen Szenen jeden Tag gesehen. Aber so wurde nicht nur mit denen umgegangen, die zur Arbeit fahren sollten, sondern auch mit ihren Verwandten, die sie bis zum Lager begleiteten. Manchmal wurden sie mit Gewehren in den Dreck geschlagen. Junge Frauen wurden auf den Toiletten vergewaltigt.

Den Menschen, die in das Umschlagslager gerieten, stellte man durchnummerierte Bescheinigungen aus, in denen bemerkt wurde, dass sie würdig für den Arbeitstransport nach Deutschland waren und es nicht wagen dürfen, den Sammelpunkt bis zur Abfahrt zu verlassen. Solche Bescheinigungen musste man sorgfältig aufbewahren, weil man nur gegen Vorlage dieser Bescheinigung etwas zu essen erhalten konnte.

¹⁴ Rozdobudko Maria Lukjanovna aus Masinki geb. 1922 [27, S.2]

¹⁵ Ischenko Maria Sergeevna aus Charkowzi geb. 1922 [23, S.1]

Die Züge mit den Sklaven blieben auf dem Territorium Polens stehen. Die Menschen wurden in die Entlausungskammer geführt, um sich zu waschen und die Kleidung wurde während dieser Zeit entlaust.

„In Polen führte man uns in eine Entlausungskammer und kontrollierte, dass wir nicht irgendwelche Krankheiten anschleppten.

Man prüfte uns auf Läuse und da es sie fast bei jedem gab, wurden wir kahl geschoren. Freilich, wer keine Läuse und gesundes Haar hatte, wurde verschont.“¹⁶

„In Polen blieb der Zug stehen und man führte uns zum Waschen. Die Köpfe wurden mit irgendetwas sehr Ätzendem gewaschen, später fielen sogar die Zöpfe aus.“¹⁷

An solchen Stationen wurde Buch über die Arbeitskräfte geführt, den Menschen wurden Nummern um den Hals gehängt (manchmal hielt man die Nummern einfach in den Händen) und fotografierte sie für die Berechnungskarten.¹⁸

Die Arbeiter aus dem Gebiet Perejaslaw wurden in zwei Etappen abtransportiert, im Frühling 1942 und im Frühling 1943, wobei während der zweiten Etappe keinerlei Abweichungen im Ablauf möglich waren. Die Bedingungen der Beförderung der Menschen ins Reich waren unmenschlich.

3 Die Lage der Arbeiter in Deutschland

In Deutschland blieben die Züge auf jeder Station stehen, die Menschen stiegen aus und man holte sie ab, für die Arbeit in den Fabriken und Werke oder für die Arbeit in den privaten landwirtschaftlichen Betrieben. Es waren richtige Sklavenmärkte, die „Besitzer“ gingen herum, schauten die Menschen an, betasteten die Muskeln, nahmen diejenigen mit, an denen sie Gefallen fanden. Die ukrainische Jugendlichen waren bestrebt zum selben Besitzer zu kommen, wie ihre Landsleute. Alle, in das Dritte Reich gebrachten Arbeiter, wurden in vier Kategorien unterteilt:

- 1) ausländische (westliche) Arbeiter
- 2) polnische Arbeiter
- 3) Ostarbeiter
- 4) Juden und Roma

¹⁶ Rozdobudko Maria Lukjanovna aus Masinki geb. 1922 [27, S.2]

¹⁷ Ischenko Maria Sergeevna aus Charkowzi geb. 1922 [23, S.1]

¹⁸ Anhang 2

Die letzten drei waren verpflichtet, besondere Marken an der Kleidung zu tragen. Die Polen – „P“, Ostarbeiter – „Ost“¹⁹, Juden – einen gelben sechseckigen Stern.

Als Ostarbeiter galten Arbeiter aus der Ukraine, Russland, Weißrussland. Arbeiter aus baltischen Ländern trugen kein Abzeichen „Ost“ und wurden auch nicht zu den Ostarbeitern gezählt.

Ausgehend von diesen Kategorien wurden der Status, die Lebensbedingungen und der Grad der Unterdrückung der Arbeiter festgelegt.

Noch am 20. Februar 1942 hatte der Reichsführer der SS Himmler mit einem Sonderbefehl die Order für Ostarbeiter herausgegeben. Darunter auch das Zeichen „Ost“ (ein Rechteck mit weiß-blauen Saum, auf dem blauen Hintergrund ist mit weißen Buchstaben das Wort „Ost“ geschrieben).

Wenn in westeuropäischen Ländern Arbeitsverträge unterschrieben wurden, die übrigens auch nicht viel bedeuteten, so hatten die Ostarbeiter nicht mal das. Die Arbeiter aus dem Osten erhielten keinen Pass eines ausländischen Arbeiters, sondern nur eine Arbeitskarte mit einem Foto und den Fingerabdrücken.

In der Sammlung des historisch-ethnographischen Museums „Perejaslaw“ ist es uns gelungen die Arbeitskarte meiner Urgroßmutter Pertschuk, Anna Ignatievna (aus Masinki; geb. 1919) zu finden.²⁰ Es ist bekannt, dass sie im Mai 1942 gewaltsam nach Deutschland gebracht wurde, wo sie in einem Metallwerk in der Stadt München als Reinigungskraft gearbeitet hat. Nach dem Tod meiner Urgroßmutter blieben viele Erinnerungen an diese Zeit, wie Fotos, Postkarten, aber auch Löffel und Gabel, die sie aus Deutschland mitgebracht hat, das bestätigen die Prägungen.

Laut Sauckels Befehl vom 7. Mai 1942 wurde die Vormundschaft über die Ostarbeiter auf dem Territorium des Reiches auf den deutschen Arbeitsdienst übertragen.

Der Arbeitsdienst überzog die Leiter der Werke, in denen Ostarbeiter arbeiteten, mit einer Flut von Anordnungen bezüglich der Ostarbeiter. Die Leiter sollten diese verwirklichen. Die Allgemeine Instruktion Nr. 1, bezüglich der Ostarbeiter, bemerkt: „man muss sich einer strengen Disziplin unterordnen und im Rahmen der ihnen zu geteilten Pflichten einhalten. Andererseits sollte man sie nicht unterdrücken und sie nach eigenem Willen behandeln.“ [20. S.134]

In der Instruktion Nr. 3 wird verdeutlicht dass, „...körperliche Gewalt und Folter nicht sein dürfen. Wenn die Disziplinarstrafen des Lagerleiters keine Wirkung zeigen, muss umgehend

¹⁹ Anhang 3
²⁰ Anhang 4, 5, 20

die Polizei informiert werden, welche die erforderliche Strafe durchführen wird.“ [20, S. 134]
Aber die Instruktionen stimmten bei weitem nicht mit der Wirklichkeit überein.

Die Menschen lebten in der Regel, zu mehreren Dutzend in einem Zimmer.²¹ Statt Betten gab es zweistöckige Pritschen. In den Baracken gab es kein Licht und auch keine Heizung. Es gab keine Gelegenheiten, Wäsche zu waschen. Das Gelände, auf dem die Baracken standen, war mit Stacheldraht umzäunt und von Soldaten mit Hunden bewacht. Zur Arbeit wurde man auch nur unter Bewachung geleitet. Man durfte das Lagergelände nur aus betrieblichen Gründen verlassen. In den Arbeitskarten wurde vermerkt, dass, „der Inhaber dieser Karte das Gelände nur verlassen darf, um zur Arbeit zu gehen.“ Ein großes Privileg war es am Wochenende in die Stadt gehen zu dürfen (nur innerhalb des örtlichen Polizeibezirks). Man musste bis 21 Uhr zurück sein. Während des Ausfluges war das Tragen des Abzeichens „Ost“ obligatorisch, außerdem musste man die Arbeitskarte und die Erlaubnis für den Ausflug bei sich tragen.

Bei Verletzung dieser Regel warteten Strafen auf die Ostarbeiter, angefangen von der Gefängnisstrafe bis zur Geldstrafe.

Unter Kriegsbedingungen, als die Gesamtlage der Lebensmittelversorgung nicht gerade gut war, bekamen die Gefangenen nur die Reste. Sie alle erinnern sich an diese Suppe. Die Hauptnahrungsmittel der Gefangenen waren Brot (ca. 200g am Tag), dazu manchmal ein Stückchen Margarine und dünne Suppe, meistens aus Futterrüben und ohne Kartoffeln gekocht. Dabei wurde diese Ration gekürzt, wenn der Arbeiter krank war. Fast alle, die in den Lagern waren, erinnern sich an das ständige und unerträgliche Hungergefühl.

In einem der Ostarbeiterlager wurde folgende Statistik aufgestellt: die Versorgung eines Ostarbeiters kostete monatlich 22,50 Reichsmark, Versorgung eine Wachhundes 20,00 Reichsmark.

Um dem Hungergefühl zu entkommen, begannen die Ostarbeiter während der seltenen Ausflüge in die Stadt, Lebensmittel in den Läden zu kaufen. Aber die faschistische Administration verbot solche Einkäufe. Die Ladeninhaber wurden angewiesen, keine Ostarbeiter zu bedienen. Den Lagerleitern wurde befohlen, das Tragen des Abzeichens „Ost“ zu kontrollieren, damit die Ladeninhaber die Ostarbeiter erkennen konnten.

„Wir kamen in München an. Uns Mädchen hat man zu einem großen zweistöckigen Haus gebracht, welches mit Stacheldraht umgeben war. Hier wurden wir eingesperrt. Jeden Morgen wurden wir mit dem Bus zur Arbeit gefahren. Ich arbeitete in einem Werk, wo Teile für Waffentechnik hergestellt wurden. Zusammen mit mir arbeiteten auch andere Mädchen aus

²¹ Anhang 6

Masinki hier: Tatjana Meleschko, Olga Lichowid, Alexandre Krugowaja, Anna Tschitschikalo und auch meine Cousine Elena Rasdobudko.²²

Später haben die Deutschen in der Nähe des Werkes Holzbaracken gebaut und uns dahin umgesiedelt. Ich habe zusammen mit einem anderen Mädchen einer deutschen Frau geholfen, Essen für die Arbeiter zu kochen. Wir wurden sehr schlecht ernährt, wir waren so schrecklich dünn, dass man uns mit zwei Händen umfassen konnte. Später wurde es ein wenig besser: um 6:00 Uhr Tee mit Brot, um 9:00 Uhr gab es Pellkartoffeln und zum Mittag gab es Sauerkraut und wieder Pellkartoffeln, aber angebraten. Man hatte ständig Hunger. Später, als wir in die Stadt gingen, kauften wir Brot und Rüben.

Für die Arbeit zahlte man uns ganz wenig. Außer dieser einfachen Kost konnte man gar nichts kaufen. Wir alle bekamen gleiche Kleider und Holzschuhe. Während eines Bombenangriffs brannte unsere Baracke nieder. Man brachte uns in eine andere Hütte. Hier lebten Französinen, Polinnen und einige Frauen aus Serbien. Später arbeitete auch ich im Werk. Der Chef war unangenehm, aber er schlug nicht. Man hat etwa bis 6:00 Uhr Abends gearbeitet. Niemand lief weg. Manchmal schickte man Postkarten nach Hause, zwei oder drei von ihnen bekamen meine Verwandten. Alle wollten nach Hause. Um das Heimweh ein wenig zu vertreiben, sangen wir ukrainische Lieder. Wir durften in die Kirche gehen. Es gab sogar eine orthodoxe Kirche. Wir kamen mal zu Ostern dahin und der Priester sagte: „Христос воскрес!“²³, und uns kamen sofort die Tränen. An manchen Sonntagen kamen unsere Jungs, die ebenfalls aus Masinki waren, zu uns. Einige von ihnen arbeiteten nicht weit in einem Werk: Grischa Tscherednitschko, Wasilij Repa.

Nach drei Jahren habe ich ein wenig Deutsch gelernt. Aber am besten sprach Tatjana Meleshko.

Zusammen mit uns arbeiteten auch Deutsche in dem Werk, die meisten waren schon ältere Menschen. Sie haben uns nie beleidigt, manchmal haben sie uns Brot gegeben.

Am besten erinnere ich mich an die Bombardierungen. Gebombt wurde 3 – 4 Mal pro Nacht. Einmal starben zwei junge Frauen.“²⁴

„Man brachte uns nach Kraiburg, es ist 100 km von München entfernt. Man führte uns zu den Baracken, dort lebten schon Mädchen aus Charkow.“²⁵ Als sie uns gesehen haben, fingen sie an zu weinen. Sie dachten schon, man hätte auch ihre Mütter hergebracht, wir trugen ja alle Kopftücher. Das Arbeitslager lag nicht weit weg von dem Heerlager. Ich lebte in Baracke Nr.

²² Anhang 7

²³ „Christus ist auferstanden!“ Eine zu Ostern übliche Begrüßung in Russland und den meisten anderen Slawischen Ländern.

²⁴ Rasdobudko Natalja Petrovna aus Masinki geb. 1922 [28s. 2-3]

²⁵ Anhang 9

17. Das Lager war mit Stacheldraht umgeben, aber wir konnten ab und zu rauskommen, um wenigstens eine Kartoffel oder was Anderes, bei den dortigen Einwohnern zu bekommen. Nur wenn der Hund uns hörte, griff er an, dann schrie man bis der Wärter kam und den Schäferhund wegzog.

In Begleitung von Polizei und Hunden gingen wir zur Arbeit. Das Werk wurde durch die Bäume getarnt, so dass es nicht zu sehen war. Die Arbeiter bekamen Ausweise (die Nummer meines Ausweises war: 02148), wo auch die Nummer der Schicht notiert war. Man arbeitete in drei Schichten. Wenn wir zur Arbeit kamen, zogen wir Uniform an – Hose und Hemd, auf der Kleidung wurde das Zeichen „Ost“ befestigt. Am Anfang war es sehr unbequem in einer Hose, aber dann gewöhnten wir uns daran, wenn wir es gedurft hätten, hätten wir sie auch im Lager getragen. Aber sich an die Schuhe zu gewöhnen war schwer. Wenn wir liefen, war nur klong – klong – klong zu hören. Ich schrieb nach Hause: „Wenn die Ukrainer zur Arbeit gehen, dann hört es selbst Stalin in Moskau.“

Unsere Aufgabe war es Schwarzpulver zu schneiden. Es fällt so eine Masse an wie Teig, dann wird es an den speziellen Werkbänken geschnitten. Das Schwarzpulver wurde in Kisten geschüttet. Wir haben versucht den Deutschen zu schaden, unten die fehlerhafte Ware und oben so wie es sein sollte, nur damit weniger von unseren Brüdern vernichtet werden.

Wir bekamen wenig zu essen. Jusek, ein Deutscher brachte uns solch eine Suppe, dass nicht mal der Hund sie essen wollte – Futterrübe und Bohnen zusammen mit Kraut gekocht. Aber auch davon bekamen wir nur ganz wenig. Wenn etwas in der Kanne übrig blieb, stellte man es auf die Straße – dort waren fast 200 von uns und jeder wollte es haben. Dann amüsierten sich die Deutschen und prügelten auf uns ein, denn wir sind ja nicht kultiviert. Wir bekamen 200g Brot am Tag. Gegen Lebensmittelmarken bekamen wir Bier, die Arbeit galt als schädlich. Manchmal bekamen wir Pakete aus der Heimat: Knoblauch, Piroggen.

Einmal haben wir gegen eine solche Ernährung gestreikt, aber das brachte nicht viel. Ich wurde beschuldigt, die Arbeiter zum Streik angestiftet zu haben. Mir wurde schlecht und Jusek brachte mich mit einer Karre in das Spital. Gott sei Dank, ich wurde ich nicht bestraft.²⁶

Die Verpflichtung, das „Ost“-Abzeichen zu tragen, unterstrich, dass die Ostarbeiter Menschen zweiter Klasse waren. Am Anfang musste man das Abzeichen auf der Brust tragen und auf der Oberkleidung befestigen. Ab dem Sommer 1943 durften die „braven“ Arbeiter ihre Abzeichen am Ärmel tragen, für Störenfriede blieb es noch immer auf der Brust. Die

²⁶

Ischenko Maria Sergeevna aus Charkowzi geb. 1922 [23.s.2-3]

Arbeiter versuchten mit aller Kraft sich an diese Regeln anzupassen. Manchmal nähte man die Abzeichen etwas tiefer, damit man es mit der Hand verdecken konnte, manchmal hat man es mit der Sicherheitsnadel befestigt, um es in einem günstigen Augenblick abnehmen zu können und so wenigstens für eine kurze Zeit wie ein normaler Mensch auszusehen. Sosnova Olga Semenowna aus Sonovo, erinnert sich: „Die Kinder sind uns nachgelaufen und haben uns mit Steinen beworfen, weil wir das „Ost“-Abzeichen trugen, die nannten uns „russischer Bandit“ [15.7, S. 5]

Die Arbeiter, die das Abzeichen nicht trugen, mussten Geldstrafe zahlen. 1944 betrug die Strafe 5 – 10 Reichsmark, diese wurde bei der Lohnzahlung einbehalten, dabei zahlten die Frauen 5 Reichsmark und die Männer 10 Reichsmark. So erzählt Matiga Paraska Abakumobna aus Charkowzi, dass sie, als sie bei der Beerdigung ihres Dienstherrn war, mit Strafe belegt wurde, weil sie kein „Ost“-Abzeichen trug. [24, S. 2].

Die Deutschen die sich für einen Verwandten rächen wollten, der an der Ostfront starb, konnten jede Frau und jeden Mann mit den „Ost“-Abzeichen ungestraft töten. Die Deutschen selbst haben das Zeichen belustigend als „Achtung: slawischer Teufel“ umgedeutet.

Später, als die Front näher an Deutschland rückte, wurden Ausweise an die Arbeiter ausgegeben²⁷ und sie konnten das Lager verlassen, um spazieren zu gehen, sich was zu essen kaufen, in die Kirche zu gehen oder sich sogar fotografieren zu lassen. Alte Fotografien, die die Ostarbeiter heute noch an die Zwangsarbeit erinnern, sind in der Regel, noch gut erhalten. Auf der Rückseite sind ganz deutlich die Stempel zu sehen, auf denen das Datum steht, wann das Foto gemacht wurde.

Der Lohn für die Arbeit der Gefangenen war nicht hoch. Nach Angaben der Deutschen selbst, wurde festgestellt, dass 1942 die Abgaben so hoch war, dass der Wochenlohn 10 – 17 Reichsmark betrug, die Lebenshaltungskosten (Kost und Logis) betrugen 1,5 Reichsmark am Tag. Also wenn der monatliche Lohn ca. 40 – 68 Reichsmark betrug, musste man 45 Reichsmark abgeben. Außerdem mussten die Unternehmer 4 Reichsmark für jeden Arbeiter in die betriebliche Krankenkasse zahlen.

Manche Arbeiter bekamen überhaupt keinen Lohn. So wurden die Heranwachsenden überhaupt nicht entlohnt. Im Rundschreiben Nr. 20 des deutschen Arbeitsdienstes, welches die Leiter der Arbeitslager am 29. Juli 1942 erhalten haben, wurde festgehalten, dass der Lohn der Ostarbeiter 50 % von dem Lohn der deutschen Arbeiter betragen sollte. Es wurde damit

²⁷ Anhang 23

erklärt, dass die Produktivität eines Ostarbeiters doppelt so niedrig, wie die eines Deutschen sein sollte.

Die Lebensbedingungen und der Tagesablauf in den privaten Betrieben unterschieden sich von dem Leben in den Arbeitslagern. Die Arbeiter, die zu einem Dienstherrn kamen wurden, in der Regel, nicht unter Bewachung zur Arbeit geführt und sie wurden nicht von Soldaten mit Hunden bewacht, sie lebten nicht in Baracken zu 20 – 40 Personen. Hier hing alles von dem Dienstherrn ab, bei dem die Ostarbeiter arbeiteten.

Repa, Maria Grigirievna aus Masinki (geb. 1922) erinnert sich: „Man brachte uns zu irgendeinem Sammelpunkt. Ich war zusammen mit zwei weiteren Mädchen aus Masinki – Marusja Ultschina und Galina Djakowa, wir hielten zusammen. Da kam irgendeine Dame und fragte mich:

„Kannst du Kühe melken?“ Ich habe das zu Hause nie gemacht aber ich sagte, dass ich das kann. Als ich raus kam, waren Galina und Marusja weg. Die Frau hat mich mitgenommen und zu sich nach Hause gebracht. Das Haus war groß – dreistöckig. Der Hof war mit Pflastersteinen ausgelegt. Und im Freigehege war ein Hund, Garas hieß er, ich kann mich ganz genau daran erinnern. Es war ein riesiger Hund.

Die Dienstherrin gab mir gleich etwas zu essen: Bratkartoffeln und Kaffee. Ich habe gedacht er ist süß, doch er war bitter. So habe ich ein wenig getrunken und den Rest stehen gelassen. Dann gab mir die Frau ein Handvoll Erdbeeren.

Am Abend kamen die anderen Arbeiter vom Feld. Ein Bursche aus dem Donbas, Kolja (die Deutschen nannten ihn Junge, weil er mit seinen Eltern in Deutschland war und sein Vater ihn immer „mein Junge“ rief) und ein französischer Kriegsgefangener. Der Franzose lebte im Lager und kam nur, um zu arbeiten.

So begann mein Aufenthalt in dem fremden Land, der zweieinhalb Jahre dauerte. Ich lebte in dem Dorf Glien, das ist nicht weit von Neuss entfernt. Der Dienstherr hieß Karl Kalen. Er war Dorfvorsteher. Er hatte sogar ein Telefon zu Hause.

Er besaß eine große Familie, zwei Söhne (der eine hieß Edmund, an den zweiten erinnere ich mich nicht, weil er Unteroffizier in der Armee war). Die ältere Tochter Maria (sie war bereits verheiratet und hatte eine eigene Gaststätte) und Hedwig, die jüngere Tochter. Die Dienstherrin lahmt ein wenig. Die Dienstherrn waren nicht mehr die Jüngsten, so etwa 60 Jahre alt.

Das Gut war groß. Gleich vorn standen 7 Kühe, dann gab es 10 Schweine und anderes Vieh. Arbeit gab es immer, wir haben rote Beete auf dem Feld geerntet, mähten Weizen und wir haben das Heu hinter der Dreschmaschine weggeräumt. Weiterhin haben wir Kohl gepflanzt und geerntet. Manchmal schafften wir es zu zweit, 2 Hektar pro Tag zu bepflanzen. Mit dem Dienstherrn haben wir Klee vom Feld gesammelt und auf den Heuschobern aufgehäuft. Als wir das Getreide mit der Dreschmaschine gedroschen haben, mussten wir sehr schnell sein, damit sich die Dreschmaschine wie eine Nähmaschine bewegte.

Das Essen kochte die Dienstherrin. Wir haben das Essen aus dem gleichen Topf erhalten, wie sie selbst. Die Dienstherrin hat mich nie geschlagen, nur einmal angeschrien. Ich habe auch alle Kühe selbst gemolken, so sind mir die Hände stark angeschwollen und sie hat mir befohlen, den Boden zu wischen. Ich habe es nicht richtig gemacht und sie hat mit mir geschimpft.

Wir lebten in einem Schuppen, so ähnlich wie ein Hühnerstall. Für mich hatte man eine Liege zusammengezimmert und ich bekam zwei Säcke, die man mit Stroh voll gestopft hatte und eine dünne Decke. Einmal lag ich abends dort, da lief eine Ratte an mir vorbei so groß, wie ein Kalb. Mein Gott war das schrecklich. Ich habe so oft zu Gott gebetet, nach Hause zurückkehren zu dürfen!

Der Dienstherr gab mir für die Arbeit 70 Mark pro Monat, aber ich habe das Geld nie angenommen. Ich sagte: „Ich will nicht!“ Wozu brauchte ich es auch, wenn ich nirgendwo hingehen konnte, nur auf das Feld und auf den Hof. Nur ab und zu kaufte ich mir ein Gläschen Bier in der Gaststätte. Man konnte es gleich am Eingang kaufen. Weitergehen durften nur die Deutschen, wir durften da nicht hinein. Ukrainer galten dort nicht als Menschen. Ich musste das „Ost“-Abzeichen tragen, eine Art Holzabzeichen. Weiterhin waren Buchstaben auf ein Stück Stoff der Kleidung geschrieben. Für die Polen stand dort das „P“.

Die Dienstherrn gaben uns Kleidung. Am Anfang trugen wir unsere eigenen Stiefel, dann gab man uns Holzschuhe. So ein ausgehöhlt Holzstück, an dem man ein Riemchen befestigt hatte. Sie gaben uns Kleider und den Männern Hosen und Jacken.

Die Arbeit war hart. In den benachbarten Höfen arbeiteten andere junge Frauen aus der Ukraine. Bei dem Bruder des Besitzers war Nina aus Donbas, bei dem anderen Bauern ein Mann mit seiner Tochter Olga, auch aus dem Donbas. Manchmal gingen wir mit ihnen in die Kirche. Der Pfarrer predigte dort, wie auf der Bühne eines Theaters. Der Altar war sehr hoch. Bei der Zeremonie assistierten ihm drei junge Männer. Oben auf der Kirche befand sich ein Wetterhahn.

Während der Bombenangriffe war es schrecklich. Die Flugzeuge flogen wie ein Schwarm Saatkrähen. Wir versteckten uns in einem Bunker, den man im Garten des Nachbarn gebaut hatte. Über uns waren drei Meter Beton, die Wände waren eineinhalb Meter dick und oben stand auch noch ein Schober Heu.

Befreit haben uns die Amerikaner. Ich habe gerade die Kühe gemolken, da lief der Dienstherr hinaus: „Wirf alles hin!“. Ich erinnere mich, wie er irgendwelche Dokumente verbrannte und die Waffen versteckte. Wir schauten hin und da kamen schon die Amerikaner mit der gestreiften Flagge. Alle sind hinausgegangen und haben die Hände erhoben. Ich lief, mit einem Sack um die Hüften los, ich ging meines Weges und brachte den Kühen Futter.

Später gab es in dem Dorf eine Versammlung. Von den Unseren waren etwa fünftausend Menschen dabei. Ein sowjetischer Kapitän sprach dort, sein Nachname war Chapugin. Von ihm habe ich erfahren, dass in unserem Bezirk das Dorf Tschirskoe niedergebrannt wurde und die Menschen bauten es doch wieder auf. Sie schafften Heu heran und bauten Lehmhäuser, weil sie in Erdhäuschen überwintert hatten. Und der Kapitän sagte noch, dass wir von diesem Tag an nicht mehr arbeiten müssten. „Und wer gibt uns zu essen?, fragten wir. „Ihr bekommt Essen!“, sagt er. Daraufhin haben wir geweint und geschrien.

Ehrlich gesagt, habe ich auch dann noch gearbeitet, aber der Franzose kam nicht mehr. Dann brachte mich ein Fahrer (derjenige, der die Milch brachte) in ein Lager nach Düsseldorf. Hier traf ich meine Bekannte Maria Blkowa aus Trachtemoriv. Wie lebten zusammen, wie Schwestern. In die Lager kamen Künstler. Zusammen mit ihnen flogen wir mit dem Flugzeug in irgendeine deutsche Stadt und von dort aus mit den Autos bis an die Elbe. Ich weiß noch, dass wir über eine Pontonbrücke gefahren sind. Weiter mit dem Zug in die Ukraine.

Als ich mich zur Abfahrt fertig machte, gab mir der Dienstherr alles das Geld, was ich verdient hatte. Aber was damit anfangen? Nach dem Krieg habe ich geheiratet, bekam Kinder. Als diese ein wenig größer waren, spielten sie mit dem Geld.“ [27, s. 3 -7]

Aus den Erinnerungen von Tschitschikalo Maria Jakovlevna aus Masinki geb. 1923:²⁸

„Als man uns nach Deutschland in den Sammelpunkt brachte, sind die Deutschen zwischen uns hergelaufen und haben Arbeiter für sich ausgewählt, wer wem gefiel. Mich kaufte Peter Damen, als Hausmädchen. Die Dienstherrn waren nicht mehr jung. Zusammen mit ihnen lebten ihre Kinder, drei Töchter und zwei Söhne. Sie hatten ein großes zweistöckiges Haus viel Land und Vieh, zum Beispiel 20 Kühe und ein paar Pferde. Die Kühe wurden von einem

angestellten Deutschen gemolken, ich räumte das Haus auf. Habe gekocht und Kartoffeln geschält. Niemand beleidigte mich, niemand schlug mich oder schrie mich an. Das „Ost“ – Abzeichen trug ich nicht. Für die Arbeit wurde ich bezahlt. Ich durfte auf den Markt gehen, ansonsten ging ich nirgendwo hin. Ich trug die Kleider und die Schuhe der Mädchen auf. Die Töchter der Dienstherrn brachten mir deutsche Lieder bei und ich ihnen unser Lied „Katjuscha“. Mit der Zeit verstand ich ein wenig Deutsch. In der Nachbarschaft lebten junge Frauen aus Erkowetz. Manchmal setzten wir uns zusammen, weinten und sangen miteinander. Und auf dem Dachboden bei dem Dienstherrn war ein Kriegsgefangener, der es geschafft hatte von irgend woher zu fliehen.

Nachrichten von der Front haben wir über die Zeitungen erfahren. Wir hatten einen Russen, der ganz gut Deutsch verstand (er passte auf die Ochsen auf). Er hat die Zeitungen gelesen und uns alles erzählt. Später hat der Bauer verboten, diese Zeitungen zu lesen. Aber ich habe ja in der Küche gearbeitet, also klaute ich die Zeitungen. So haben wir erfahren, dass die Unseren schon in der Nähe sind.

Nach der Befreiung haben die Amerikaner gefragt, wie wir gelebt haben. Als ich nach Hause fahren wollte, fragte die Dienstherrin, ob ich nicht bleiben würde. Sie sagte, sie habe einen Bruder und hat mir angeboten, ihn zu heiraten. Aber er gefiel mir nicht, dünn und nicht mal hübsch. Die Alliierten boten uns an, nach Amerika aus zu reisen, aber ich entschied mich, nach Hause zu fahren. Wie sagt man, es ist überall schön, aber am Schönsten ist es zu Hause.“[30, s. 2-3]

Als die Armeen Hitlers an den Fronten Niederlagen einstecken mussten, hat man angefangen, die Ostarbeiter nicht nur mit „Peitsche“, sondern auch mit „Butterbrot“ zu behandeln. Das Verhalten der deutschen Regierung zu den Ostarbeitern wurde loyaler. Ein Vergehen, das früher eine längere Gefängnisstrafe nach sich zog, konnte jetzt mit einer Geldstrafe abgegolten werden.

Die versprochenen Spaziergänge durch die deutschen Städte und das kennen lernen der europäischen Kultur begrenzte sich bei den Ostarbeitern nur auf die seltenen Ausflüge in die Stadt. In kleinen Gruppen und ohne die Erlaubnis, die Ortschaft zu verlassen. Diese Ausflüge waren nicht für Alle bestimmt. Solch eine Belohnung musste man sich mit fleißiger Arbeit und tadellosem Benehmen verdienen. Die Entscheidung, ob diese Belohnung gewährt oder nicht gewährt wird, lag bei dem Lagerverwalter. Verspätung zum Appell, Nichterfüllung des Arbeitspensums und andere geringfügige Vergehen warfen einen Schatten auf das Ansehen und nahmen das Privileg für die Ausflüge in die Stadt.

Aber auch bei den Ausflügen in die Stadt durften die Ostarbeiter nicht die gleichen Einrichtungen besuchen, in denen die Deutschen ihre Freizeit verbrachten. An den Geschäften, Cafes und Theatern wurden Schilder „Nur für Deutsche!“ angebracht. Selbst mit der Straßenbahn durfte man nicht fahren.

Die Ostarbeiter durften ihren Verwandten schreiben. Aber pro Monat durfte man nur zwei Briefe schreiben, die nicht länger als vier Seiten sein durften und eine Postkarte. [20 s. 79] Die Briefe musste man geöffnet und nach dem deutschen Tarif frankiert abgeben. Man durfte keine Päckchen aus dem III. Reich in den Osten schicken. In der umgekehrten Richtung waren nur einzelne Päckchen erlaubt. Aber in ihren Briefen baten die Ostarbeiter darum, ihnen keine Päckchen zu schicken, da sie sowieso nie ankamen.

Die Briefe wurden wahlweise durch einen Zensor gelesen. Deswegen war es gefährlich, über den tatsächlichen Stand der Dinge zu schreiben. Für einen ungünstigen Inhalt konnten die Ostarbeiter administrativ bestraft werden oder sogar ins Konzentrationslager kommen. Aber die Briefe waren die einzige Form der Verbindung zu den Verwandten und zur Heimat. Deswegen wurde dort nicht immer die Wahrheit geschrieben. Man schwindelte, damit die Verwandten nicht traumatisiert wurden, damit die Briefe die Zensur überstanden und damit die lang erwartete Antwort kam. Darüber sprach Patiga, Paraska Abakumovna aus Charkowzi, geb. 1924,²⁹, die für mehr als zwei Jahre zur Zwangsarbeit auf das riesige Gut von Wilhelm Graffe (in Bera nicht weit von Hannover) verschleppt wurde. Eine kleine, dünne, aber lebendige und wendige Oma erzählt: „Alle Gesunden sind gestorben und ich lebe noch! Mein Gott, wie viel musste ich in diesem verfluchten Deutschland erleben.“

Als der Bauer mich zu sich nach Hause brachte, sah ich sehr erschöpft und bekümmert aus (nach 23 Tagen in den Güterzügen). Ich wurde gerade dem zu Hause entrissen und dazu starb auch noch meine Schwester, weil sie in Barischewsk in die deutsche Belagerung kam. Ich hatte solchen Kummer, dass ich niemanden sehen wollte. Die Deutschen umringten mich und eine Frau sagte: „Schaut her, eine alte Frau und sie hat noch alle Zähne.“ Ich sah mit meinen 19 Jahren wirklich wie ein altes Weib aus: Kopftuch, Rock aus Jute und Gummistiefel.

Mein Dienstherr war sehr reich: 33 Kühe, 5 Pferde, 2 Ziegen, Schweine und Kälber. Er war ein reicher Grundbesitzer. Er besaß 17 Wohnungen und 2 Häuser. In einem dieser Häuser lebten die Arbeiter. Außer mir gab es auch noch einen Franzosen, einen Polen und

eine Polin (eine Familie) und eine junge Frau aus dem Gebiet Zaporoje – Marusja. Außerdem noch zwei junge deutsche Frauen, die bei dem Bauern beschäftigt waren. In meiner Kammer stand nur ein Bett, nicht mal waschen konnte ich mich.

Wenn der Dienstherr einen Einberufungsbefehl erhielt, kaufte er sich frei. Aber vom Tod kauft man sich nicht frei. Emma, so hieß seine Ehefrau, hat ihn erschossen weil sie einen anderen Mann hatte. Begraben wurde der Dienstherr in der Familiengruft, wir selbst haben die Backsteine dafür hingefahren. 800 Backsteine wurden verwendet, um die Gruft zu bauen. Aber all das passierte später, nicht gleich bei meiner Ankunft.

Gearbeitet haben wir auf dem Feld: gejätet, Mohn geschnitten, Erbsen gepflückt, ach, was haben wir nur nicht alles gemacht. Im ersten Jahr hat der Dienstherr für das geringste Vergehen gedroht, uns in die Zuckerfabrik abzugeben, aber im zweiten Jahr nicht mehr. Unsere Arbeit hatte die Mutter des Besitzers beaufsichtigt. Sie war alt und sehr gemein. Die Gegend dort ist hügelig, die Erde ist steinig, Man jätete rote Beete, die Harke rutschte an einem Steinchen ab und schon waren die roten Beete verdorben. Vergraben konnte man sie nicht, die Mutter sammelte die roten Beete ein und schrie uns an. Einmal haben wir Erdbeeren gepflückt und sie zwang uns zu singen, damit ja keine einzige Beere gegessen wird. Sie hat uns wie Tiere beobachtet.

Für die Arbeit gab es 20 Mark im Monat, für mich hat der Bauer 100 Mark bezahlt. Das Geld brachte ich nicht mit, hinter der Grenze konnte man es sowieso nur wegwerfen. Allgemein betrachtet waren die Dienstherrn geizig. Sie haben uns keine richtige Kleidung gegeben oder gekauft, nur Holzschuhe. Wie schwer es doch war, in ihnen zu laufen! Aber gegessen haben wir nicht schlecht. Kartoffeln konnten wir nehmen, so viel wir wollten. Für alle anderen Lebensmittel gab es Karten, es war Krieg. Man konnte Zucker und Fleisch und irgendwelche Grütze und Milch kaufen.

Gearbeitet haben wir von früh bis spät, keine Feiertage. Nur am Sonntag konnten wir uns erholen. Man konnte gleich Postkarten an die Verwandten schicken. Später kehrten sie aber zurück, mit dem Vermerk, dass die Adresse des Empfängers sich geändert hat. So wusste ich nichts von zu Hause, ich habe gedacht, dass niemand mehr am Leben ist. Ich erinnere mich, dass in den Briefen oft geschrieben wurde: „es fallen oft reife Äpfel“ (also Bomben). Wenn die Briefe zurückkamen, waren die Worte durchgestrichen. Gebombt wurde in der Tat sehr oft, besonders nachts. Dann wurde es draußen so hell, so wie am Tag.

Was ich noch für mein Leben in Erinnerung behalten werde, war der verunglückte amerikanische Fallschirmspringer. Ich habe damals gedacht: „Wofür hast du gelitten? Für wenn bist du gestorben?“ Und immer noch kann ich mich an die Güte des Deutschen erinnern, der bei dem Dienstherrn als Traktorfahrer gearbeitet hatte. Er war mit uns befreundet. Als wir von der Arbeit zurückkamen, fuhr er mit dem Traktor zu einem Apfelbaum, er tat so als ob er seine Maschine reparierte und wir konnten Äpfel pflücken.

Dort im fremden deutschen Land habe ich auch mein Schicksal getroffen. Dieser junge Mann arbeitete bei einer anderen Dienstherrin. Matiga, Michail Stepanovitsch war eine Waise aus der Westukraine. Bereits als wir nach Hause zurückkehrten, passierte es in der Stadt Wolkowetz, dass ich auf die Toilette ging und dort versehentlich eine Schüssel und zwei Löffel zurückließ. Als ich zurück kam war ein Löffel noch da, den anderen hatte jemand gestohlen. Ich begann zu klagen und irgendeine Frau sagte: „Ihr werdet nicht zusammen sein, du wirst allein sein. An Ende ist es so gekommen.“[24, s. 2-4]

Sehr oft beschenkten sich die Ostarbeiter mit Postkarten zur Erinnerung an den gemeinsamen Arbeitsaufenthalt in Deutschland. In ihnen wurden Hoffnungen für die baldige Rückkehr in die Heimat ausgedrückt. Auf der Postkarte, die Pertschuk, Anna Ignatiowna aus Masinki von ihrer Freundin Trigub, Maria aus Soworomja (Kreis Wishe – Dubetschinski in Kiewer Bezirk) erhalten hatte, lesen wir selbst gedichtete Zeilen, die voller Sehnsucht und Heimweh sind:

Ich schenk dir diese Karte, Galja

Das Herz unruhig in meiner Brust

Warum vergehen junge Jahre

Im fremden, fernen Land.

Vielleicht kehrst du, einst heim

Vergisst dein Leid.

Dann nimmst du diese Karte in die Hand

Und erinnerst dich an mich.³⁰

Man muss bemerken, dass die sowjetischen Bürger nicht nur in Deutschland zur Zwangsarbeit waren. Nach Angaben des „Berichtes über die Durchsetzung der

³⁰ Anhang 13, 24 (Übersetzung)

Entscheidungen der UdSSR über die Durchführung der Repatriierung der Bürger der UdSSR und ausländischer Bürger“ im Jahr 1946 waren die meisten Ostarbeiter (natürlich nicht vollständige Angaben) in Deutschland insgesamt 3 338 583 Personen- Zweitgrößtes Land war Österreich mit 379 929 Ostarbeitern. Weiter folgten Rumänien, Finnland und Frankreich mit 133 000 bis 136 000 Personen.

Rasdobudko, Maria Lukjanowa aus Masinki geb. 1922 ³¹ war zweieinhalb Jahre zur Zwangsarbeit in Tolgoberg bei Aisburg in Österreich. Jeder Tag begann um 3:00 Uhr morgens mit dem Befehl ihres Dienstherrn Ello: „Maria! Aufstehen!“ Sie war eine ganz junge Frau und musste zusammen mit ihnen Gras mähen, sägen, Feuerholz hacken und stapeln. Die Dienstherrn, eine junge Familie, lebten in einem großen zweistöckigen Haus. Sie hatten 12 Kühe, 5 Schweine, ein paar Ochsen und Pferde. Die Dienstherrin verbrachte die meiste Zeit mit ihren vier Kindern und der Dienstherr musste zusammen mit der Arbeiterin schwer arbeiten, weil er nach dortigen Maßstäben nicht reich war. Der Dienstherr war ein guter Mensch, aber die ganze Arbeit musste von dem Mädchen ohne Murren erledigt werden.

„Wir waren nur zu zweit und ich musste 12 Kühe drei Mal am Tag selbst melken. Manchmal sind mir die Hände angeschwollen, dann gab man mir eine Art Riemchen zur Handstützung, aber egal wie, ich ging melken. Jeden Samstag – Fenster putzen! Wenn es regnete – entweder flechten oder flicken. Wenn der Dienstherr etwas für seine Kinder mitbrachte, bekam ich auch etwas. Ich habe es aber nicht gegessen, ich gab es den Kindern. Man hat mir Geld untergeschoben, sie wollten wohl prüfen, ob ich eine Diebin bin. Die Dienstherrin gab mir ab und zu etwas von ihren Sachen, aber eigentlich wollte sie nur, dass ich viel arbeite und wenig esse. Wir aßen mittags Pellkartoffeln und Suppe, dann ging ich mähen und sah alles verschwommen. Und glaubt mir, einmal habe ich es nicht ausgehalten und habe die Suppe auf den Tisch gekippt. Wie sie geschrien haben! Ich war sehr erschrocken und habe gedacht, sie bringen mich ins Konzentrationslager. Aber es ging alles gut. Nach dem Vorfall durfte ich essen, was ich wollte.

Der Dienstherr hatte zwei Brüder, beide waren an der Front. Einmal erzählte einer: „Ich war in Russland, dort schlafen alle zusammen, wie Schweine.“ Daraufhin schrie ich, dass bei uns, wie auch bei euch jeder sein Zimmer hat. Aber wo sind die Zimmer in Wirklichkeit.

³¹ Anhang 15, 16

Mein Bruder Ivan wurde noch 1942 nach Deutschland gebracht, er hat in einem Werk in München gearbeitet. Er schrieb mir Briefe. Zur Feiertagen schickte ihm meine Dienstherrin kleine Päckchen: eine Lebensmittelkarte, ein Stück Speck oder Fleisch. Er hat die Jungen ein wenig gefüttert. Nach den amerikanischen Bomben gab es viele zerstörte Häuser. Der Dienstherr schickte mich drei Mal die Trümmer aufzuräumen. Einmal wurde Fliegeralarm gegeben. Wir gingen in den Bunker, aber man warf uns da raus. So sind wir in das zerstörte Umfeld gelaufen. Anscheinend war es nicht unser Schicksal zu sterben, weil der andere Bunker einstürzte und wir blieben am Leben.“ [27, s. 2-4]

Mit Schmerz erinnert sich Pertschuk, Grigori Wasiljewitsch aus Masinki geb. 1924. an die Zwangsarbeit in Österreich. Zuerst hat er in Aletogon in einem Aluminiumwerk gearbeitet. Zusammen mit zwei Freunden entschloss er sich zu fliehen.

„Ich erinnere mich, wie wir uns in irgendeinem Schuppen versteckten. Dort fanden uns die Deutschen mit den Hunden. Sie haben uns heftig geschlagen und warfen uns ins Lager, wo uns die Dienstherrin Rosa abgeholt hat. [25, s. 2]

Nicht wenige unserer Landsleute – Ostarbeiter - landeten aus unterschiedlichen Gründen in den Konzentrationslagern und gingen durch die Hölle in Auschwitz, Buchenwald, Ravensbrück und Dachau. Sie überlebten, um uns an das Leid und den Schrecken, den uns der Faschismus brachte, zu erinnern. Nach Angaben des historischen Museums „Perejaslaw“ leben im Gebiet Perejaslaw heute 23 Personen, die die Konzentrationslager überlebt haben.

Antonenko, Ivan Kirilowitsch aus Pologi – Werguni ³² erzählt über seinen Aufenthalt in den Konzentrationslagern: „1924 hat man mich, einen 16 – jährigen Burschen nach Österreich gebracht. Ich habe einen Monat lang in Wien in einer Fabrik gearbeitet, dann lief ich weg. Man griff mich erst in der Westukraine auf und brachte mich zunächst ins Gefängnis in Krakau und von dort aus nach Auschwitz.

Dieses Lager wurde, wie kein zweites bewacht und dort wegzulaufen, war praktisch unmöglich. Die Neuzugänge wurden in eine gestreifte Uniform gesteckt, die vor ihnen viele Häftlinge getragen hatten. Sie war abgenutzt und rissig. Mir wurde ein schwarzer Stofffetzen angenäht, das bedeutete „Aufrührer“. Weitere Strafgefangene waren dort „Politische“, „Kriminelle“ und andere. Zu dieser Kleidung wurde auch eine Kopfbedeckung ausgegeben - sie hieß „Mützchen“. Da hinein gab man uns die Suppe, anstatt auf einen Teller. An den Füßen trugen wir Holzschuhe. Geschlafen haben wir in

³²

Blocks auf vierstöckigen Pritschen. Der Schlaf der Menschen war nicht erholsam sondern qualvoll. Man kann nicht wiedergeben, wie uns Flöhe und Läuse zugesetzt haben. In der Luft lag ständig der Geruch ungewaschener Leiber und eiternder Wunden. Aber der Übelkeit erregende Gestank, der von den Krematorien ausging, ist mit nichts zu vergleichen. Von diesem Geruch konnte man verrückt werden. [15,1, s. 2]

Über die Ernährung in den Konzentrationslagern muss man gesondert sprechen. Zweimal am Tag gab es Suppe aus Futterrüben, oft noch halb roh. Aber auch davon gab es niemals genug. Dieses Gesöff wurde in die Mütze gegossen und sofort von den Häftlingen getrunken, die hungrig wie Wölfe waren. Abhängig davon, in welcher Abteilung des Lagers Auschwitz man sich befand, konnte man zwei Pellkartoffeln oder eine Möhre bekommen. Einmal pro Woche labten sich die Gefangenen an einem kleinen Brotleib, den sie durch vier teilten. Das Brot wurde versetzt mit Sägespänen und anderen Zusätzen. Dem Einen oder Anderen konnte ein Stück Margarine in die Hände fallen. „Man hatte immer Hunger, mit diesem Gedanken schlief man ein und wachte auf.“ [15.1, s. 2]

Nach Auschwitz wurde auch der Ostarbeiter aus Pologi – Janenki Obertii, Nikolai Parfenowitsch³³ deportiert. Hier ist seine Geschichte: „Ich war fast 18, als man mich und noch ein paar meiner Landsleute zur Arbeit in ein polnisches Bergwerk holte. Ernährt wurden wir sehr schlecht und einmal schlichen wir uns hinter das Gelände des Bergwerks zu ein paar ukrainischen Mädchen, die bei irgendeinem Dienstherrn gearbeitet haben. Sie hatten die Kühe gemolken und wir wollten sie um Milch bitten. Aber man hat uns schnell ergriffen und für Flüchtlinge gehalten. Damals hat man den Einheimischen 100 RM für jeden ergriffenen Flüchtling gezahlt. Man warf uns ins KZ Auschwitz. Wie schwer es war, kann ich nicht wiedergeben. Wie sehr die Menschen erniedrigt wurden. Aber über eine Flucht dachten wir nicht nach, denn es zu verwirklichen war einfach unmöglich. Aber es gab auch Verwegene, die an eine Tunnelflucht dachten oder auf eine andere Weise zu fliehen versuchten. Man hat sie mit Hunden gejagt und dann wurden sie vor allen Augen gehängt, damit die anderen keine Gedanken an die Freiheit hegen. Täglich gingen Tausende durch die Tore in Auschwitz. Es kamen immer neue Häftlinge dazu und die ständigen Bewohner des Lagers gingen am frühen Morgen zur Arbeit: Gräben ausheben, Bäume fällen und am Abend führte man, genauer gesagt trieb man, die Häftlinge zurück ins Lager. Dabei sollten die Arbeiter die Leichen ihrer Kameraden zurück ins Lager tragen, dort wurden sie aufeinander gestapelt.“[15.8, s.2]

Die Lagernummer 54205, wie eine teuflische Zeichnung in den Unterarm eingebrannt, trug unsere Landsmännin Erkowzi-Zelenaja, Olga Grigoriewna aus dem Gebiet Perejaslaw.³⁴ Die alte Frau erinnert sich noch immer ganz genau an jeden Tag ihres Lebens in einem der schrecklichsten Lager Auschwitz – Birkenau.

„Man fing mich ein und hat mich nach Deutschland geschickt, bald nachdem die Deutschen in unser Dorf eingezogen waren, im Mai 1942. Nach München selbst fuhr ich in einem Güterzug mit den anderen Leuten aus meiner Gegend. Dort wurden wir ausgeladen und zur Arbeit in ein Militärwerk eingeteilt. Ich habe einen Charakter, dass ich nicht alle Anweisungen einfach so ausführe. Manchmal habe ich eine falsche Mischung abgefüllt und fehlerhafte Ware untergeschoben. Alles, um den Faschisten zu schaden. Einmal schaute ich hin und sah dass meine Werkbank nicht richtig läuft, also sagte ich zu dem Aufseher, dass die Maschine – „nicht sehr gut funktioniert“. Aber er winkte nur ab und ging. Ich habe die Maschine eingeschaltet und es gab einen Knall. Daraufhin sind die Deutschen herbeigelaufen, haben etwas geschrien und stritten sich. Bald danach kam die Gestapo und hat mich von dem Werk weggeholt, zuerst ins Gefängnis, dann nach Auschwitz. [15.3, s.3]

Die Erzählung von Romanenko (Rudakowa), Anne Uljanowa, die 1922 in Sumschina geboren wurde und heute in Charkowzi lebt, ist zeitweise abgehackt und verwirrend. Sie hat dort gearbeitet, „wo man jeden Tag Menschen verstümmelte“ – in dem Frauenlager Ravensbrück. Von der Arbeit in einem Militärwerk, wo man Munition herstellte, floh die junge Frau, zusammen mit ihrer Freundin Nina. Sie setzten sich in einen Güterzug, aber in Polen hat man sie aufgespürt und an die Machthaber ausgeliefert. Man brachte sie zurück nach Hamburg in Deutschland.

„Während des Verhörs spuckte ich dem Deutschen ins Gesicht, wofür ich auch bezahlt habe. Ravensbrück – schreckliches Lager, umgeben von Stacheldrahtzaun, oben Wachtürme, Wachhunde, so groß wie Kälber. Manchmal haben die Deutschen den Hunden befohlen: „Fass!“ Die Hunde stürzten sich auf eine Frau, diese wurde verrückt vor Angst und die Deutschen amüsierten sich dann. Wir haben gestreifte Kleidung getragen, ich hatte auf dem Ärmel ein rotes Dreieck, an den Füßen Holzschuhe. So ging es immer weiter – „im Sommer und im Winter die gleiche Bekleidung“. Wir haben vor Kälte gezittert. Morgens aufstehen und dann gab es Appell, abends wieder Appell. Morgens gab es heißen Kaffee und zum Mittag Futterrüben. Wenn man ein paar Kartoffeln bekam war

es schon ein großes Glück. Brot war mit irgendwelchen Zusätzen versetzt, nur ein Stückchen am Tag. Den ganzen Tag mussten wir arbeiten, wir haben Kabel hergestellt. Zur Arbeit fuhren wir mit einem Boot.

Wir wurden von Aufsehern beaufsichtigt. Die Aufseher waren Peiniger und trugen schwarze Umhänge und Militäruniformen. Kommandantin war eine Deutsche, die dürr und böse war. Auf den Fingern trug sie Ringe. Einmal schlug sie mich, ich weinte eine Woche lang. Ich stand neben einem Elektropfahl, aber irgendwer hat mich gerettet. Die Mädchen gaben mir dann einen Löffel von ihrer Suppe ab. [29, S. 2-3]

Die Ostarbeiter, die in den Arbeitslagern lebten und in den Betrieben arbeiteten, wurden in der Regel erniedrigt, litten an Hunger und hatten Krankheiten. Die Lage der Arbeiter, die in private Haushalte kamen, hing vom Dienstherrn ab. Am schlimmsten erging es den Ostarbeitern, die sich aus unterschiedlichen Gründen in den Konzentrationslagern wiederfanden.

- **Repatriierung**³⁵

Mit dem Vorstoß der sowjetischen Armee auf fremdes Territorium stellte sich die Frage der Rückführung der Kriegsgefangenen und Ostarbeiter in die Sowjetunion. Am 24. August 1944 gab das sowjetische Verteidigungsministerium eine Verordnung heraus: „Über den Empfang der sowjetischen Bürger, die in ihre Heimat zurückkehren, die gewaltsam Verschleppten durch die Deutschen und außerdem die, die unter verschiedenen Bedingungen in die Grenzlinie zwischen UdSSR und Polen gerieten.“

Am 31. August wurde eine entsprechende Verordnung auch in der Ukraine verabschiedet. Diese Verordnung verpflichtete das Innenministerium der Ukraine, die ersten sechs Kontrolllager bzw. Filtrationspunkte zu errichten.

Am 20. Februar 1945 wurden an den Räten der aktiven Fronten, Abteilungen errichtet, die sich mit den Belangen der Repatriierung beschäftigten. Diese Abteilungen in den Armeen klärten die Ostarbeiter in Fragen der Repatriierung auf, erklärten ihnen die möglichen Wege, auf denen sie in die Heimat zurückkehren konnten, sammelten sie, wiesen ihnen die Richtung und verteilten sie in die Lager, die für die Flüchtlinge errichtet wurden.

In der Übereinstimmung mit der Direktive des Bevollmächtigten des Rates der Volkskommissare, F. Golikov, vom 18. Januar 1945 sollte die internierte Zivilbevölkerung

³⁵ die Rückführung von Flüchtlingen und Verschleppten Personen in ihr Heimatland

(Ostarbeiter) an den Sammel- bzw. Kontrollpunkten des Innenministeriums gesammelt werden. Männer im einberufungsfähigen Alter wurden an die Reserveabteilungen der Fronten oder Bezirke gesandt, die Übrigen wurden an ihren vorherigen Wohnsitz zurückgeschickt, allerdings mit dem Verbot, sich in Moskau, Sankt Petersburg oder Kiew anzusiedeln. Wenn jedoch dort ihre Eltern lebten, wurde den repatriierten jungen Frauen und Männern erlaubt, auch nach Kiew zurück zu kehren. Für die Überprüfung der Repatriierten wurden 5 – 10 Tage vorgesehen, später wurde diese Frist für Frauen mit Kindern und ältere Menschen auf 5 Tage verringert, aber an den Erinnerungen der Ostarbeiter wird es deutlich, dass die Fristen so gut wie nie eingehalten wurden, die Menschen verbrachten in den Filtrationslagern 1 – 2 Monate.

Laut Befehl Nr. 21 vom 1. April 1945 durften sowjetische Bürger, die aus deutscher Gefangenschaft in die Heimat zurückkehrten, ohne Beschränkung und ohne Zollabgaben folgende Gegenstände mit sich führen: Kleidung, Hausrat, Handwerks- und Landwirtschaftswerkzeuge, Lebensmittel, Vieh, Geflügel, Schmuck und andere Dinge, außerdem „gültige ausländische Devisen“. In der Wirklichkeit sah es allerdings anders aus. „War man an der Grenze angelangt – warf man das Verdiente weg!“ [24. s. 5]

Aus Perejaslaw wurden 600 Personen entführt, zurückgekehrt sind 306, aus dem ganzen Gebiet wurden 6483 Menschen verschleppt, 2478 kehrten zurück. Aus Masinki verschleppte man 80 Personen, 59 von ihnen kamen zurück. [21.2, s.3]. Ein ähnliches Bild bot sich auch in anderen Dörfern der Region. Vielen Ostarbeitern, die durch die Amerikaner befreit wurden, wurde angeboten in die USA und andere europäische Länder auszureisen [30, s.3]. Die Einen reisten aus, die Anderen kehrten zurück, auch wenn sie wussten, was sie in der Heimat erwartete, nämlich Hunger und Zerstörung aber auch Verwandte, Freunde, Brüder oder Schwestern. Einige haben schon während der faschistischen Gefangenschaft einen Partner einer anderen Nationalität geheiratet. „Maria Wirewka hat einen Italiener geheiratet, sie haben noch in Deutschland eine Tochter namens Johanna bekommen. Nach der Befreiung sind sie nach Italien gegangen.“ [23, s. 4]. Man kann die Widmung auf einem von der Zeit vergilbten Foto nicht ohne Gefühlsregung lesen: „Auf immer und ewig! Als Erinnerung schicke ich meinen Verwandten dieses Foto von der Kugowaja Nastja und ihrem Mann Ignat Wuic aus der Zeit unseres Aufenthaltes in Deutschland in der Stadt München. Mutter, wenn ich nicht mehr da bin und ihr nicht wisst, wo ich bin, dann schaut Euch das Foto an und erinnert

Euch an mich.“³⁶ Krugowaja Anastasija aus Masinki, hat in der Fremde einen Serben geheiratet und lebte in der Nachkriegszeit in Jugoslawien. Sie brauchte Jahre, um die Dokumente fertig zu stellen, war zwei Mal in der Heimat und einmal waren ihre Verwandten bei ihr zu Gast. Ab 1974 verlor sich die Verbindung.

Für jeden Repatriierten wurde in den Sammelpunkten, in den Lagern, Kommando-zentralen, in den Spezialpunkten des Volkskommissariats oder in den Filtrationslagern des Innenministeriums eine Akte (in doppelter Ausführung) erstellt. Die Angaben beruhten auf persönlichen Befragungen.³⁷ Außerdem mussten die Repatriierten einen Fragebogen ausfüllen. Neben den üblichen Fragen über den Wohnort, bis hin zum Aufbruch nach Deutschland, dem Familien- und Bildungsstand, Nationalität oder der Angehörigkeit zu einer Partei, waren auch andere Fragen in dem Fragebogen: „Haben Sie in den Armeen der Länder gedient, die gegen die UdSSR Krieg führten?“ „Wer von den sowjetischen Bürgern ist Euch als Verräter des Heimatlandes aufgefallen?“ Ein weiterer Punkt forderte auf, Personen zu nennen, die die Angaben bestätigen konnten. Ischenko, Maria Sergeewna aus Charkowzi geb. 1922 erinnerte sich: „An einem Sammelpunkt hatte einer unserer Offiziere mit den Fäusten auf den Tisch geschlagen und geschrien: „Warum hast du die Fabrik nicht zerstört?“ [23. s.4]

Nachdem alle Formalitäten überstanden waren, wurden den Menschen Urkunden überreicht, in denen bescheinigt wurde, dass sie die Überprüfung bestanden haben. Darin wurde auch festgehalten, in welchen Lagern sie die Filtration durchlaufen haben und der Name der Ortschaft, wohin sie zum ständigen Wohnaufenthalt geschickt wurden. Bei der Ankunft sollte diese Urkunde den örtlichen Vertretern des Innenministeriums übergeben werden.

In der Nachkriegszeit gestalteten sich die Schicksale der ehemaligen Ostarbeiter unterschiedlich, aber der Makel des faschistischen Gefangenen blieb, so scheint es, für immer an ihnen kleben. Den ehemaligen Ostarbeitern wurden (zumindest nominell) alle Bürgerrechte wiedergegeben, ihnen wurde mit der Einrichtung des neuen Wohnsitzes geholfen. Der voreingenommene und vorsichtige Umgang mit den Repatriierten blieb aber lange Zeit erhalten. Deswegen haben die Ostarbeiter nur selten und vorsichtig über das Erlebte berichtet, selbst gegenüber den eigenen Verwandten. Fremden gegenüber wurde die Tatsache des, mit der Zwangsarbeit verbundenen Aufenthaltes in Deutschland, meistens überhaupt nicht erwähnt.

³⁶ Anhang 20

³⁷ Anhang 24

Der Internationale Militärgerichtshof in Nürnberg hatte die gewaltsame Deportation der Bevölkerung und die Zwangsarbeit als Kriegsverbrechen und als Verbrechen gegen die Menschlichkeit qualifiziert. Die Hauptansteller dieser Aktion, Göring, Rosenberg und Sauckel wurden zum Tode verurteilt und gehängt (Himmler hatte vorher Selbstmord begangen).

Aus den oben genannten Darstellungen können wir Folgendes ableiten: die ehemaligen Zwangsarbeiter haben bei ihrer Rückkehr in die Heimat nicht Hilfe und Mitgefühl angetroffen, sondern Erniedrigung und Vorurteile.

Fazit

Die Ukraine ist bekanntlich eines der europäischen Länder, welches am meisten vom Krieg betroffen wurde. Acht, und nach einigen Quellen, sogar zehn Millionen Menschenleben kostete der Krieg das ukrainische Volk. Zur Zwangsarbeit wurden 2,4 bis 3 Millionen Menschen gezwungen. Nicht wenige von ihnen, kehrten aus unterschiedlichen Gründen nie mehr zurück. Aber auch heute leben in der Ukraine 600 000, in der Stadt Perejaslaw – Chmelnyzki ca. 370 und in dem gesamten Gebiet ca. 1.370 Menschen, die von diesem Schicksal betroffen wurden.

Im Verlaufe dieser Arbeit wurde festgestellt:

1. dass in Perejaslaw, wie überall in der Ukraine, Okkupanten den Abzug der Arbeitskräfte erst auf freiwilliger Basis zu organisieren versucht haben, was ihnen misslang;
2. im Frühling 1942 und im Frühling 1943 fand der massenhafte Abtransport statt, wobei es während der zweiten Phase unmöglich wurde, sich der Verschleppung zu entziehen;
3. die Transportbedingungen waren schrecklich;
4. die meisten Ostarbeiter, die in den Arbeitslagern lebten und in den industriellen Betrieben arbeiteten, erniedrigt wurden, schwer arbeiten mussten und an Krankheiten und Hunger zu leiden hatten;
5. die Lebensbedingungen der Ostarbeiter, die in den privaten Betrieben arbeiteten, vollständig von den Dienstherrn abhingen, zu denen sie gelangten;

6. die Lage der Ostarbeiter, die aus verschiedenen Gründen in die Konzentrationslager gelangten; unerträglich war,
7. nach der Rückkehr in die Heimat die ehemaligen Zwangsarbeiter nicht Hilfsbereitschaft und Mitgefühl angetroffen haben, sondern Erniedrigung für nicht begangene Sünden;
8. die Exploration des einen Menschen durch einen anderen ein Verbrechen ist, das nicht unbestraft bleiben darf;

Lange Zeit hatten die Ostarbeiter keinen Anspruch auf finanzielle Kompensation der Zwangsarbeitszeit und die erlittenen Qualen, die nach dem Beschluss des Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg von Deutschland an die Opfer des Faschismus gezahlt wurden. Endlich, nach Jahrzehnten, erhielten die ehemaligen Zwangsarbeiter Entschädigungen für die zerstörte Jugend, für den gewaltsamen Abtransport mit Gewehrmündungen vor den Augen, für die Güterwaggons, für die Schinderei ohne Bezahlung, ohne Urlaub und freie Tage, für die Baracken, die mit Zäunen aus Stacheldraht umgeben waren, für die Verunglimpfungen, für das erniedrigende „Ost“ – Abzeichen, für die verlorene Gesundheit, für die damals übliche, dünne Suppe aus Futterrüben und für die Holzschuhe.

Aber wie kann man einem Drittel der ehemaligen ukrainischen Zwangsarbeiterinnen die Familien ersetzen, die sie nie gründen konnten und mehr als die Hälfte von ihnen die Kinder, die sie nie hatten? Große Hilfe für die ehemaligen Ostarbeiter sind die ehrenamtlichen Helfer, Schüler der örtlichen Schulen. Zum Beispiel kümmern sich die Schüler der Lehr- und Erziehungseinrichtung in Masinki um die Ostarbeiter Prtschuk, Grigori Wasiljewitsch und Guli, Alexandra Prokofjewna.. Aber wenn man sich mit den gebrechlichen, in der Regel allein lebenden Menschen unterhält, fühlt man ihre Einsamkeit.

Meiner Urgroßmutter Pertschuk, Anna Ignatjewna, die nie das Glück der Mutterschaft erfahren hat, und meinen Landsleuten – den ehemaligen Ostarbeitern – widme ich diese poetischen Zeilen:

Баба Ольга стара й недужа
 І немає рідні у неї,
 Ще й у хаті холодно дуже,
 Чи у хаті, а чи в музеї?

Бо на стінах поживклі фото
Там висять уже півстоліття –
Пам'ять про примусові роботи
У Німеччині, в час лихоліття.

Галя, Настя, Варка, Фросина
Посміхаються із портретів,
І сама вона, молода і красива...
Це було так давно, в сорок третім.

Молода вона, дужа й красива
І не Ольга, як зараз, а просто Оля.
Ніби вчора було це, й Гаврило
Обнімав її, вже здавалось – то доля.

Не судилось... За щось провинився,
А за що, то не знає і нині
З того часу так і згубився
Слід коханого на чужині.

І сльоза набігає на очі старечі,
Бо сама вона, як билина у полі,
Хоч би зараз оце малечу
Зустрічала бабця зі школи.

Та немає у баби онуків,
Не ходила вона й до шлюбу,
Лиш у мріях спрацьовані руки
Гладять ніжно голівки любі.

А то згадує, як співали
За наказом фрау-німкені
(Полуниці дівчата збирали,
Щоб не вкинули в рот яку жменю)

Oma Olga ist alt und gebrechlich,
ohne Kinder und ohne Verwandte.
In dem Haus ist es kalt, das ist sichtbar,
dieses Haus in ein Museum verwandelt

Und Bilder an den Wänden, verblichen,
ein Jahrhundert zur Hälfte vergangen,
dort in Deutschland die Arbeit verrichten,
in den Jahren des Krieges gefangen

Von den Bildern – sie lächeln noch immer
alte Freunde, zusammen mit ihnen,
war auch sie damals jung und so lieblich
doch die Jahre seit damals vergingen

Dort steht sie, ihr Gavrilo daneben,
und sie ist immer noch einfach Olja
Sie einander von Schicksal gegeben,
doch es hätte nicht so sollen sein.

Nicht zusammen, warum fragt man leise.
Keine Antwort auf Fragen der Liebsten.
Wo verläuft seine Spur – keiner weiß es.
Nur die Frage allein. Wo? Wo bist du?
Und die alten, so traurigen Augen füllen Tränen,
denn sie ist jetzt allein und verlassen.
Keine Enkel, die durch das Haus rennen
Keine Hände, die einen anfassen.

Та яка б не була люта фрау,
Існували й страшніші речі –
Це Освенцім і Дора, й Дахау,
Несумісні зі словом “втеча”.

І доїли корів – пісня дзвеніла,
Хоч насправді було не до співу...
Так і молодість пролетіла,
І життя, баба Ольга вже сива.

І у хаті, а чи в музеї
Цілоденно благає Бога,
Аби зглянувся він на неї,
Бо пора вирушати в дорогу.

Бо уже і стара, й недужа,
І немає у баби родини,
І усім її доля байдужа,
Одинока вона самотина.

Keine Enkel – sie hat keine Kinder
Und sie hatte auch keinen Gefährten
Nur in Träume kann sie sich entwinden,
dort die Enkel die Großmutter ehren

Auf Befehl einer deutschen Frau
(sie erinnert sich) hat sie gesungen.
Damit keiner die Erdbeeren raubte,
die sie pflückten – zur Arbeit gezwungen

Doch die Frau (wie böse sie auch gewesen)
war bei Weitem das kleinere Übel.
Dora, Dachau und Auschwitz – vergessen,
dort Gedanken an Flucht auszuüben.

Sie versorgte das Vieh, Lieder singend,
auch wenn ihr war dazu nicht zu Mute.
So die Zeit und die Jugend vergingen,
sie ist grau, spürend jeder Minute

In dem Haus oder doch im Museum?
Betet sie zu Gott, unserem Herren.
Möge er sie hier unten doch sehen
und den Weg zu sich nicht zu verwehren.

Oma Olga ist alt und gebrechlich
Keine Kinder und keine Verwandten
Und ihr Schicksal ist jedem abträglich,
sie ist einsam durchs Leben gewandert.

Übersetzung von Natalie Wagner

Literatur und Quellen

Источники и литература

1. Батрак Валентина. Табірний номер на все життя... / Вісник Переяславщини. – 2005. - №8 (10807).
2. Великая Отечественная война 1941 – 1945: Энциклопедия / Гл. ред. М. М. Козлов. – М., 1985.
3. Гальчак С.Д. “Східні робітники” з Поділля у Третньому рейху: депортація, нацистська каторга, опір поневолювачам. – Вінниця, 2003.
4. Державний архів Київської області:
 - ф.5597, оп.1, спр.82065, арк..1-2,
 - ф.5597, оп.1, спр.113264, арк..5,
 - ф.5597, оп.1, спр.34016, арк..2.
- 5.Добрівлянський П. Україна у Другій світовій війні, Філадельфія, 1963.
6. Дяченко В. А., Лось Ф. Є., Спицький В. Є. Історія Української РСР, Київ, 1960.
7. История Украинской ССР. – Т. 8. – К., 1984.
8. Касименко О. К. Історія Української РСР, Київ, 1960.
9. Коваль М. В. Борьба населения Украины против фашистского рабства. – К., 1979.
10. Коваль М. В. Україна в Другій світовій і Великій Вітчизняній війнах (1939 – 1945 рр.). – К., 1999.
11. Косик Володимир. Україна і Німеччина у Другій світовій війні. – Львів, 1993.
12. Кравченко А., Батурин С. Українські невольники Третього рейху. – Львів, “Кальварія”, 2005.
13. Кухарева Наталія. Невольники XX століття. / Вісник Переяславщини. – 2005. - №40 (10839).
14. Литвин Володимир. Україна в Другій світовій війні (1939 – 1945). Видавничий дім “Лі- Терра”, К., 2004.

15. НІЕЗ “Переяслав”, фондова колекція, науково-допоміжний фонд, тема “Велика Вітчизняна війна 1941 – 1945 рр.: Переяславщина”, док. №21634.
1. Спогади Антоненка І. К. – 15 с.
 2. Спогади Гури Г. П. – 5 с.
 3. Спогади Зеленої О. Г. – 12 с.
 4. Спогади Козаковцевої О. Г. – 4 с.
 5. Спогади Кононенко О. К. – 7 с.
 6. Спогади Крамаренко С. Ф. – 8 с.
 7. Спогади Малишко О. С. – 10 с.
 8. Спогади Обертія М. П. – 10 с.
 9. Спогади Ткаченко Л. М. – 6 с.
16. Нюрнбергский процесс. – Т. 1. – М., - 1957.
17. Ост: клеймо неволі: Збірник матеріалів і документів / За ред. В. В. Бондаря. – Кіровоград, 2000.
18. Павленко Наталія. Вижити в пеклі Освенціму... / Вісник Переяславщини. – 2004. - №91 (10788).
19. Полян П. Жертвы двух диктатур. оstarбайтеры и военнопленные в Третьем Рейхе. – М., 1996.
20. Преступные цели гитлеровской Германии в войне против Советского Союза. Документы и материалы / Гл. ред. П. А. Жилин. – М., 1987.
21. Районний архів Переяслав-Хмельницької райдержадміністрації.
- 5) ф.1, оп.1, од. зб. 5, арк..1,
 - 6) ф.1, оп.1, од. зб. 10, арк..3.
22. Советская Украина в годы Великой Отечественной войны 1941 – 1945 гг. – Киев, 1980.
23. Спогади Іщенко М. С. – 4 с.
 24. Спогади Матіги П. А. – 5 с.
 25. Спогади Перчука Г. В. – 2 с.
 26. Спогади Репи М. Г. – 7 с.
 27. Спогади Роздобудько М. Л. – 4 с.
 28. Спогади Роздобудько Н. П. – 3 с.

29. Спогади Романенко Г. Л. – 3 с.

30. Спогади Чичикало М. Я. – 3 с.

Anhang

Anhang 1 Eins der Exemplare der Okkupationszeitung “Переяславские вести“

Anhang 2 Pertschuk, G.W. So wird die Bestandsaufnahme der Arbeitskarft in den Lagern durchgeführt

Anhang 3 Ukrainische und polnische Arbeiter im III Reich Brugdorf 1943

Anhang 4 Pertschuk Anna Ignatjewna München 1943

Anhang 5 Ostarbeiter

Anhang 6 In der Baracke München 1943

Anhang 7 Während der Zeit in der Werk in München. Zweite v.l. in der ersten Reihe Rasdobudko N.P.

Anhang 8 ... und 60 Jahre später

Anhang 9 Während der Zeit in Kraiburg. Ischenko M.S. (zweite v.l.)

Anhang 10 Ich erzähle dir meine Geschichte Repa M.G. 2006

Anhang 11 Tschitschikalo M.J. im Dienst von Peter Damen

Anhang 12 Matiga P.A. „Zur Erinnerung an die Zeit in Deutschland ist mir dieser Löffel geblieben.“

Anhang 13 Postkarte mit dem Gedicht von Trigub Maria

Anhang 13 und das Foto der Autorin

Anhang 15, 16 Rasdobudko M.L. „Das bin ich und das sind meine Besitzer.“

Anhang 17 Ivan Antonenko ist durch Auschwitz gegangen

Anhang 18 Auch Nikolaj Obertii hat die Nummer aus Auschwitz behalten

Anhang 19 O.G. Zelenaja

Anhang 20 Widmung auf dem altem Foto